N·G·3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS=GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 37 — Sonntag, 15. September 1935

Herbst

Von Eberhard Rastell.

Die Pracht der langen Tage ist verweht
Wie helles Lachen, welches mählich stummte,
Wie Orgelklang, der leis und zart versummte
Nach brausendem symphonischen Gebet.

Natur, vom Blühen matt, sehnt sich nach Ruh
Und fröstelt unter einer kalten Sonne.
Am Abend naht die Nebelfrau als Bonne
Und deckt, was friert, mit sanften Schleiern zu.

Nun kommt die Nacht des großen Schweigens bald.
Doch eh am Baum die Blätter sich ergeben,
Entbrennt ein letztes Feuerwerk das Leben:
In tausend bunten Farben flammt der Wald.

Deutsche Heimat

Jener Naturforscher muß recht behalten, daß bei uns fast alle Naturformen Europas zu einer Großschau zusammengedrängt sind.

Noch umschatten die Tannen des Schwarzwaldes heimliche Gründe, darin es von Mummeln und seltsamen Geschichten raunt, wo noch ein Uhu die Urzeit in sich trägt und in blanker Märznacht sein feuriges Auge gleich einem Blinklicht spielen läßt. Noch tobt in den Wäldern des Harzes der Walpurgisnacht greulicher Hexenspuk, den die Berggeister beschworen, seit von dem Scheitel des Blocksberges die Granitkrone stürzte und sie ihre Hexenaltäre und Teufelskanzeln türmten. Noch können wir Teile des Bayrischen Waldes betreten, wo inmitten tiefgründiger Waldseen das Märchen thront, wo, unberührt von des Menschen Hand, urwaldige Forste sich breiten, Urbildungen der Schöpfung, wildschön und großartig. Hier bildet die Natur seit Jahrhunderten ungestört waltend die riesenhaftesten Nadelbäume, bis ihnen der Sturmwind die Krone abreißt und das Bartmoos wie greises Haar in klafterlangen Fäden von den Aesten hängt. Und die Gestürzten recken ihr von Moos und Flechte umsponnenes Wurzelwerk bleich und gespenstig in die Lüfte, wo in den Filzen zwischen Latschen Moos- und Sumpfheidelbeeren glitzern.

Und während in den schroffen Klüften des Riesengebirges Berggeist Rübezahl in aschgrauer Kutte schreitet und launisch Blitz und Donner, Regen und Schnee aus heiterem Himmel zaubert, während um den Nephelinfels des Katzenbuckels der Rodensteiner johlt, in den Buchwipfeln des Spechtwaldes Kriemhildens Klage rauscht, da wallen an den ewigen Fichten des Thüringer Waldes die Schatten der Minnesänger zum Wartburgfest vorbei, erhebt der Geist des getreuen Eckart warnend seine Stimme.

Wo just der vierköpfige Riese Swentowit eine gute oder schlechte Ernte kündend auf dem Kreidefelsen Rügens spukt, wo unter schaumglitzernder Wasserwoge das gesunkene Vineta den Nibelungenhort umfängt, da sind die Menschen wohl noch Kinder mit Instinkten, denen Wissen und Gescheitheit gleichsam vom Meer an den Strand geworfen wird. Wie ihnen der Möwenschrei als des Wetters beste Prophetie erscheint, deuten sie ihre Philosophie des Lebens aus dem Märchen der Flunder, der das Maul zum Zeichen des Hochmuts für allezeit schief stehen blieb, seit es ihrer eitlen Selbstgefälligkeit einmal einfiel, des Herings Fischzugehörigkeit zu bezweifeln. Und wo er just einen Blick in den brennenden Abend der Heide mit dem schrillenden Gebet der Heuschrecken wirft, wenn der Spiegel im Moorkalk unheimlich leuchtet, wenn der Wacholder blausilbrig funkt, da sieht der Heidjer wohl die Hünen aus einsamen Gräbern erstehen, ihr Nebelroß besteigen und mit gezückter Streitaxt, gleich Prachtgestalten deutschen Heldentrotzes, kraftvoll, siegesgewiß über die Heide stürmen.



„Wallfahrer ziehen durch das Land"
(Auf dem Wege nach Selikum)

Foto: W. Pfeifer, Neuß

Schier unerschöpflich ist das grüne Heimatpanorama. Wer wollte Stunden am Bodensee vergessen, wenn der Spiegel der Sonne wie geschmolzenes Gold auf der Seenfläche ruht und der Lenz die umsäumenden Kirsch- und Birnbaumufer zur Blüte ruft, oder Stunden in den Granitschluchten des Neckars und Tälern mit lieblichem Wechsel von Laubholz und Rebe! Wer wollte die endlosen Traubenterrassen des Moseltales missen, wo die Winzerwächter wachen und zwischen getempeltem Felsengelände verwaiste Burgen winken, oder die duftigen Luftperspektiven des bayrischen Hochlands mit zitterndem Alpenglühen über smaragdenen Triften und tiefgesättigten Buchenhainen!

Und wie zur köstlichen Krönung des Ganzen rauscht über alle Geheimnisse des Waldes, der Heide und des Moores das Lied vom deutschen Rhein, das in herrlichster Strophenfülle noch einmal alles umfaßt, was die Heimat von Wundern und Mären, Kastellen und Schlössern, Reckenmut und Minne, Paradiesen und Drachen, von guten und bösen Tagen, von Becherklang und Herzeleid im Rahmen unvergleichlicher Naturschönheit zu künden weiß.

Wechselnd gestimmt sind die heimlichen Schwingungen der Seele in den dunklen Schatten der Buchen, auf Hügeln mit einzeln bestandenen Tannen oder auf der Grasflur, wo der Wind im fächelnden Laub der Birke säuselt. Zur Richtschnur mag uns Heutemenschen der Alten weise Erkenntnis werden, daß dies alles im geheimen Verkehr mit dem Gemütsleben des Menschen steht, und daß auf diesem Verkehr auch ein Teil des Genusses beruht, den die Natur der Heimat gewährt.

* * *

Wenn in diesem Monat Tag für Tag, und besonders Sonntags die Wallfahrer gen Selikum ziehen, durch heimatliches Land in seinen charakteristischsten Formen, durchflossen von der Erft, mit weiten Feldern, mit gerade aufmarschierten Reihen von Pappeln, mit Wald und Busch, dann geht in jedem der Pilger dieses tiefe Heimatgefühl erneut auf. Als in deutschen Landen überall die Donareichen fielen, als Bonifatius, der Apostel der Deutschen, die Altäre dem Gott der Christen errichtete, da fand das Volk schnell zu dem reinen Glauben, der die Natur nicht mit Dämonen erfüllte, sondern sie erkannte als Schöpfung des einen Gottes. Der Wallfahrer erkennt so recht Gott in der Natur, in der sich der Schöpfergeist in tausend Wundern offenbart, und ihm ist es der Weg hinaus aus einem Alltag der Sorgen, zu einem Sonnentag des Seelenfriedens, der seinen Ursprung hat in der Heimat und ihrem Schöpfer.

Ein Erlebnis, erzählt von Otto Clingen:

Nachtfahrt ins Grauen

Gewöhnlich ist es eine leichtfertige Redensart, wenn jemand von sich behauptet, ihm hätten die Haare zu Berge gestanden. Ich muß zugeben, einmal im Leben ist mir das geschehen. Aus Furcht standen mir die Haare zu Berge, eine Gänsehaut lief von den äußersten Zehenspitzen bis zum Haarwirbel; es stockte der Atem, die Nüstern blähten sich, meine Augen müssen zuerst ungewöhnlich weit aus den Höhlen gequollen sein, ehe sie von den Lidern verdeckt wurden....

Ich erinnere mich dessen in allen Einzelheiten. Der Zug hatte die Steppen der Ukraine durchrast, jetzt befand er sich hinter Tanganrock mitten in der nordkaukasischen Ebene, etwa fünfzig Kilometer von Wladikawkas, dem Tor nach Grusinien, entfernt; da, wo die Heerstraße Alexanders des Großen an dem himmelstürmenden Kasbeck und Elbrus vorbei in den Sonnenkessel von Tiflis sich hinunter windet.

Es war stockfinstere Nacht, so dunkel, wie ich es noch niemals erlebt hatte. Plötzlich knirschten die Bremsen auf freier



Beim ersten Ausritt

Weltbild (M.)

Strecke, mitten in der Steppe, die lebendige Schlange keuchte noch etwas und verschnaufte dann sanft. Ich riß das Fenster auf, neugierig zu erfahren, was da los ware, sah aber nichts, gar nichts, buchstäblich nicht die Hand vor den Augen. Da muß sich mir der Teufel ins Genick geschwungen haben: Ich trat vom Fenster zurück, schritt ein Stück den schwach beleuchteten Gang entlang, drückte die Wagentür auf und stand draußen.

Warum eigentlich, wußte ich nicht recht, es blieb mir auch gar keine Ueberlegung dafür: vielleicht, daß ich die Absicht hatte, einige Meter den Zug entlang zu laufen und vom Schaffner des nächsten Wagens die Ursache des plötzlichen Anhaltens zu erfahren. Wozu, was mich das eigentlich anging, begreife ich heute noch nicht. Warum konnte und durfte ein Zug nicht plötzlich einmal auf offener Strecke anhalten? Das war doch nichts Außergewöhnliches und ereignete sich überall in der Welt, in jeder Nacht ein paar Mal. Mußte deshalb ein Reisender, ohne dazu aufgefordert zu werden, sein Abteil verlassen? — Jedenfalls, für alldiese ebenso nüchternen wie logischen Erwägungen blieb keine Zeit. Kaum war ich mehr aus dem Abteil gefallen als geklettert, ruckte der Zug wieder an. Im ersten Schreck wollte ich auf das Trittbrett springen. Aber ich verpaßte es. Ein Stück lief ich mit, ich hätte noch ganz gut einsteigen können, glaubte ich, aber stockfinster war die Nacht, unheimlich. Man sah nichts, gar nichts, und da bekam ich plötzlich Angst, von den Rädern erfaßt zu werden. Das Dümmste und Lächerlichste, was ein Mensch in solch einer Lage tun kann, tat ich nun. Ich blieb stehen und schrie aus Leibeskräften: „Halt! Haalt! Haaalt!“ Mitten in einem fremden Land schrie ich meinen Todesschrecken hinaus. Ich hätte gerade so gut auch „Zungenwurst“ rufen können oder „Harzer Käse“, in ebenso tierischer Angst, es hätte in dem Augenblick dieselbe Wirkung haben müssen, nämlich, daß mich niemand aus dem Dunkel heraus begriffen hätte. Umso lauter schrie ich, je schneller sich der Zug nach vorwärts bewegte. Ein Luftdruck fegte dabei meine linke Backe entlang, warnte mich, allzu nahe an die Wagen heranzukommen. Da sah ich die Schlußlichter. Wie ein Irrsinniger begann ich nun zu laufen: die Lichter wurden immer kleiner, meine Füße immer schneller. Sie berührten kaum noch die Strecke, bis, ja bis die roten Lampen weit vorn in einer Biegung als kleinste, mikroskopische tänzelnde Flammenamöben mit dem letzten Wagen verschwanden. Da sackte ich erschöpft zusammen. Alles begriff ich jetzt. Die furchtbare Lage, in der ich mich befand, etwa fünfzig Kilometer von der nächsten Eisenbahnstation entfernt. Es konnte kurz vor Mitternacht sein. Wenn man nur wenigstens die Hand vor den Augen gesehen hätte! Wo war ich? Lag ich am Rande eines Majorkafeldes oder einer Wiese, befand ich mich an einem Sumpf oder vor fruchtbarem Ackerboden? Er wäre eine große Erleichterung gewesen, wenn man den Horizont gesehen hätte, ein paar Bäume vor fliegenden Wolken, vielleicht hinter einer Hecke, die Umrisse eines Zwiebelturms. Ich begann in mich hinein zu jammern und zu schimpfen. Ein Narr, ein Vorwitziger, ein Neugieriger, der nun bestraft wurde. Die Angst schien vor uferlosen Selbstbezichtigungen zurückzutreten. Laut schrie ich immer wieder, vielleicht war es doch Furcht: „Du Narr!“ und schlug mich an die Stirn.

Plötzlich war auch dieses Stadium der Schwäche überwunden. Auf einmal schienen meine Ohren doppelt so scharf zu hören, meine Augen bohrten sich in die Nacht. Der ganze Körper wurde elastisch. Alle Muskeln spannten sich, die Nasenflügel bebten, sie nahmen Witterung wie bei einem Wolf oder Fuchs. Nicht die Spur von Angst war zurückgeblieben, aber wiederum schien ich auch von keiner Ueberlegung beherrscht zu sein. Jede Bewegung, die ich machte, schien nicht mehr aus dem Gehirn, sondern dem Blut unmittelbar zu kommen. Zuerst trat ich fest auf beide Füße, wippte auf den Zehenspitzen, reckte den Hals, wie wenn ich über dichtes Gras einer Prärie zu schauen hätte. Das Gesicht war gespannt. Das Gehör, der Geruch, das Gefühl auf der Hautoberfläche reagierte ganz neu, ich merkte Widerstände, die Sommernacht schien nicht mehr still, sondern heftig bewegt, voller Strömungen zu sein. Ein Wirbeln, Gurgeln und Strudeln der Winde spürte ich auf meiner Haut. Ganz sicher schritt ich vom Bahndamm durch die Dunkelheit, tastete mit den Händen, meine Fingerspitzen signalisierten wie von selbst leichte oder grobe Widerstände.

In wenigen Minuten hatte ich festgestellt, daß ich mich auf einer Wiese befand, die noch niemals gemäht war. Die Grasbüschel dufteten stark. Hier hockte ich mich nieder und lauschte in das Dunkel der Nacht. Es war gar nicht mehr entsetzlich, sondern ganz natürlich. Ja, ich konnte sogar schon unterscheiden; ich sah hohe und niedere Grasbüschel neben mir. Meine Ohren vernahmen schon vielerlei Geräusche, vom weichen Knacken meiner Kniegelenke bis zum Fortrascheln einer Maus, eines Vogels. Dazwischen Geräusche, die von Grasspitzen herabfallende Käfer verursachten. Ja, manchmal vermeinte ich bei der unendlichen Skala der Laute einer lebendigen, betriebsamen Steppennacht das Aufplatzen eines Fruchtknotens unterscheiden zu können. Allmählich aber befiel mich Müdigkeit das Blut wurde immer dicker und unempfindlicher, kaum daß es dem Bewußtsein zu signalisieren für nötig erachtete, nun doch in den dämmernden Tag hineinzuschlafen...

Da weckte mich etwas Grausiges. Beim Aufrichten spürte ich heißen Broden im Nacken. Ich lag auf den Knienen und krümmte mich nach vorn wie ein Wurm. Dabei lud sich jeder Nerv mit Widerstand und Entsetzen. Ich spürte ganz deutlich, wie mir die Haare einzeln zu Berge standen, immer mehr, in jeder hunderstel Sekunde weitere tausend Härchen, bis der ganze Körper ein einziges Sträuben nach vorn war, mit der Stirn in der Winkelneigung zur Erde. Der Broden im Nacken berührte jetzt meine Ohren. Fremder Speichel troff an ihnen herunter. Ein heißer rauher Lappen fegte ungestüm das gesträubte Kopfhaar entlang, es war ein Wollustgefühl des Todes: So müssen Tiere des Urwaldes empfinden, wenn sie vor dem Rachen des Tigers oder Panthers liegen; keine Zuckungen mehr, da, wo unnatürlicher Widerstand in natürliche Widerstandlosigkeit übergeht, nur noch die Lust, endlich gefressen zu werden. Der rauhe Lappen fegte jetzt auch von der Seite her über mein Gesicht, ich hatte das Gefühl aufgerissener Wangen und einer fortgeleckten Nase. Die Augen kniff ich fest zu — —

Als ich aus der Ohnmacht erwachte, war es Tag geworden. Neben mir lag ein ausgewachsenes — Kalb und widerkaute, es warf die Grasspeise im Rachen hin und her und stieß dabei von Zeit zu Zeit die Zunge aus dem Maule....

Mein Erlebnis konnte ich drei Tage später den Professoren des naturwissenschaftlichen Museums von Tiflis, in das ich mich zu Studienzwecken mehrere Wochen begeben wollte, erzählen. „Sie haben Glück gehabt!“ antworteten die Wissenschaftler, „ebenso hätten sie in derselben Nacht von einem wirklichen Königstiger, wie er manchmal über die persischen Hochpässe bis in das kaukasische Flachland vordringt, angehaucht werden können.“

Agnes Harder

In Stockholms Schärengarten

Der Schärengarten gibt der schwedischen Hauptstadt ihren eintgelichen Rahmen. Er gehört zu ihr wie die langen Tage, die hellen Nächte, wie die drei Monate währenden Ferien, die im Gebiet der Schären verlebt werden, wenn es sich irgend ermöglichen läßt. Was in Norwegen die Fjorde, sind in Schweden die Färde, jene tiefen Einschnitte des Meeres in die felsige Küste.

Die Schären sind jene unzähligen Inseln und Halbinseln, geklüftete Buchten, die in den Färden liegen. Man zählt 7000 große und gegen 20 000 kleine Inseln. Alle sind bewaldet, scheinen ein riesiger Park uralter Eichen, Eschen, Ahorn und Birken, die Eiche herrscht vor. Freilich muß sich ihre Wurzel dem Felsboden anpassen, darf nicht in die Tiefe, sondern muß in die Breite gehen. Je näher dem Meere, umso öfter findet sich auch die Kiefer. Ueberall aber steht der Wacholder, der in seiner wunderlichen Gestalt viel zu den Trollsagen beigetragen hat.

Auf den verwitterten Felsen grünt und blüht es im Uebermaß. Jahrtausende haben den Humus gebildet. Die Wiesen scheinen im Frühling Beete von Schlüsselblumen. Dann ist der Waldboden ein Teppich von Anemonen und Leberblümchen. Sie eröffnen den Reigen. Die weiche Orchis, Nachtschatten genannt, die Glockenblumen, die Maßliebe lösen einander ab, alle in der dem Norden eigentümlichen Kraft und Farbentiefe. Der blaue Natternkopf wird zum Riesen. Heckenrosen überspinnen den ganzen Schärengarten — es blühen selbst die Felsen. Sie stehen gelb von Mauerpfeffer oder dem roten Sedum, das so zierliche weiße Blüten hat. Eigentümlich unter den Bäumen der Oxel, unsere Mehlbeere. Hier ein großer Baum, zur Mittsommerzeit überstreut mit seinen weißen Blütentellern, wurde er geradezu zum Glücksbaum.

Die Salzsee, so nennt man in Schweden die Ostsee. Sie dringt überall in den Schärengarten, als schmaler Wasserarm, als eine Art Landsee. Alles hängt zusammen, ist im Boot zu erreichen. Wenn man immer weiter rudert, sieht man schließlich das Meer. Da tut der Motor gute Dienste.

Der See sind die roten Holzhäuser gefolgt, haben sich in den Wald zerstreut, sind die Klippen hinaufgeklettert. Mit ihren weißen Fensterrahmen, ihren niedrigen Stuben sind sie einfach, oft bis zur Dürftigkeit. Aber gerade so will sie der Stockholmer haben. In der Stadt verschmäht er keinen Genuß des Lebens, in den Ferien oder am Wochenende wirft er sich wie ein leidenschaftlicher Liebhaber ans Herz der Natur. Elegante Damen der Stockholmer Gesellschaft backen vielleicht auf ihrer Insel selber Brot, wenn nicht das schwedische Hartbrot genügt.

Eine eigene Insel zu besitzen, ist der Stolz eines alten Seekönigs. Ein junges Mädchen erzählt strahlend, ihre Insel läge eine Stunde mit dem Motorboot entfernt vom Festland. Dort holten sie sich einmal wöchentlich die Post ab. Keine Telefonverbindung. Nichts. Aber Schlafstellen für 15 Personen, die zum Wochenende kommen, und Schlafsäcke, in denen man draußen kampiert. Ein Fischer teilt mit ihnen das selige Eiland. Er hat zwei Kühe, seine Frau Hühner. Denn da all diese Inseln nur zeitweise bewohnt werden, fällt ausgedehnte Tierzucht fort.

Konserven scheinen eigens für solche Fälle erfunden. Freilich ist überall vor der Tür das Meer, liegen ein Boot, eine Angel oder ein Netz; und das Meer steckt voller Fische; man meint, sie seien mit der Hand zu greifen. Es gibt aber, wo es der Boden irgend erlaubt, auch Höfe, und in jedem Kreis, freilich nicht leicht erkennbar, einen Kaufmann, der an bestimmten Tagen Fleisch hat. Ja, das Auto fand auch den Weg zu den roten Holzhäusern; es bringt in Abständen Lebensmittel, vor allem frisches Gemüse, das natürlich am meisten entbehrt wird. Wichtig ist auch der Brunnen am Hause. Versagt er bei anhaltender Dürre, so erhebt sich große Not. Denn das Meerwasser ist zwar hier in den Fjärden nur noch schwach salzig, jedoch für den Hausgebrauch unbrauchbar. Auch die Blumen vertragen es nicht, sie verdorren. Das Vieh aber hat sich daran gewöhnt.

So lebt man im Schärengarten in einer Einsamkeit, die nur diese eigentümliche Natur gestattet. Tiefer ins Land hinein locken Wälder und Felsen zu weiten Wanderungen. Der Kuckuck ruft; die Elster benimmt sich, als habe sie ein Vorrecht auf diese Gegend. Wer Glück hat, sieht wohl einen Auerhahn. Die Schwalbe baut unterm Dach, und die Bachstelze wippt am Ufer. Auf einer kleinen Insel weiter seewärts kreist nur die Möwe über dem Meer. Die Stille ist vollkommen. Kranke Nerven können sich hier ebenso erholen, angespannte Arbeiter ihr Werk fördern.

Wenn man will, mag man im Badeanzug gehen. Wer das nicht entbehren kann, was man Zivilisation nennt, kann sie haben. Das ist heute nur eine Geldfrage. So gibt es rote Holzhäuser auf nackter Klippe, dicht am Meer, vollständig einsam, die Badezimmer und Zentralheizung haben. In einem solchen verwunschenen Haus wohnt zurzeit Greta Garbo, die berühmte Schwedin, mit ihrer Mutter. Hier hat sie jenes Alleinein, das sie sucht.

Wer im Schärengarten den Sommer verbringen kann, nimmt ein Erinnern mit, das ineinanderrinnt zu einem einzigen langen Tag in Sonne und Schatten, zu strahlenden Farben und leuchtenden Nächten. Die Zeit der Blumen bringt die der Falter mit sich, und mit Erstaunen wird der Schmetterlingsfreund hier dem Apollo begegnen, dem König der Berge, der im Schärengarten gar nicht selten ist. Die helle Nacht besiegt freilich nur die Lichtkraft der Planeten, auch die Fixsterne durchdringen sie nicht. Nur Jupiter strahlt in einsamer Pracht.

Schon eine Fahrt von Stockholm durch den Schärengarten im Dampfer nach Waxholm gibt einen Begriff von seiner eigenartigen Schönheit. Landhaus nach Landhaus zieht vorüber, in der Nähe der Hauptstadt noch stattlicher, vielleicht mit Gartenanlagen, die sich im Wald verlieren. Dann werden die Häuser einfacher, seltener, verlorener. Aber sie hören nie ganz auf. Bis ans Meer folgt der Mensch in den Schären seiner Sehnsucht. Wie ein Vogel horstet er oft auf einem Felsen. Vielleicht aber holt der schwedische Mensch sich gerade hier jenes Beharren und jene Zähigkeit, die seine Vorfahren zu Herrschern der See machten.

20 Jahre Weltkriegsbücherei

Während des Krieges hat sich in Deutschland erfreulicherweise allerorten eine überaus rege Sammeltätigkeit entfaltet, um den unermeßlichen Schatz von Kriesdokumenten und Erinnerungen zu bergen und zu bewahren. Von den verschiedensten Zielsetzungen ausgehend wetteiferten staatliche und kommunale Behörden, Vereine und Privatpersonen, das auf den Krieg bezügliche Material aus Krigsgebiet und Heimat, von Freund und Feind zusammenzutragen. 1917 konnte der Oberstleutnant und Abteilungschef im stellv. Generalstab Buddeke 217 solcher Sammelstellen nachweisen. Von all diesen hat die Weltkriegsbücherei im Schloß Rosenstein in Stuttgart am zielstrebigsten und umfassendsten gearbeitet. Mit einem Bestand von 75 000 Bänden, 5 000 Zeitschriften und 2150 in- und ausländischen Zeitungen, schier unübersehbaren Bildbeständen, einer fast lückenlosen Notgeldsammlung und Papiergeldalben ist sie heute die größte Sammlung ihrer Art in der gesamten Welt. Sie wurde 1915 gegründet und bis in die Inflationszeit fortgeführt und stellt ein Kulturwerk dar, das ebenso nationalen wie wissenschaftlichen Arbeiten eine unerschöpfliche Fundgrube ist.



E. v. Pagenhardt (M).

Das „Maidle auf der Briefmarke“

Die 50 000. Besucherin der Oetigheimer Volksspiele, die in diesem Jahr Hebbels „Nibelungen“ aufführten, Anna Zweick vom Hanseleburehof in Gutach (Schwarzwaldbahn), wird demnächst auf einer Briefmarke erscheinen.

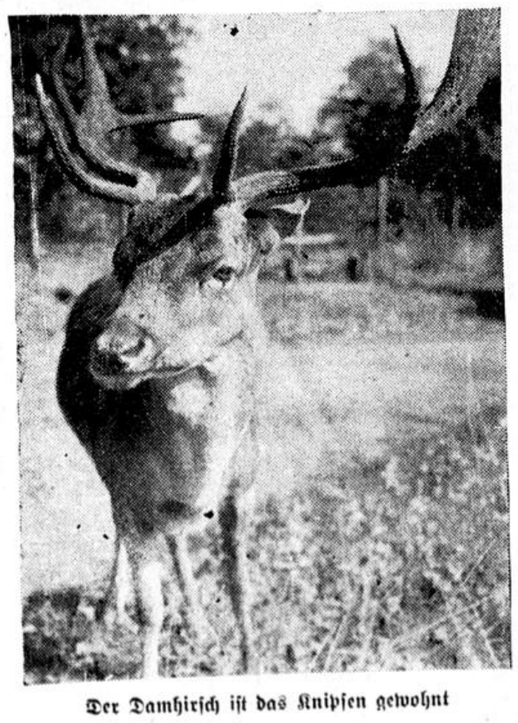


Herbstlicher Spaziergang zum Reuschenberg

Abenteuer mit einem Rothirsch

Auf einmal ist alles ganz anders geworden. Gestern noch gingen die Gedanken in die Ferne, liebäugelte man mit mächtigen D-Zug-Lokomotiven, die irgendwo hinfuhren, an die See oder ins Gebirge, glaubte man noch an eine Fülle von Sommer, der kein Ende nehmen wollte und heute schon findet man wieder Erfüllung in einem Spaziergang zum Reuschenberger Busch und nach Selikum, schreitet man wieder unter schrägen Sonnenstrahlen, über raschelndes, buntes Laub.

Wir sind ja auch im Sonner wohl öfter hinausgewandert, an der Obererft entlang zum Reuschenberger Busch, der jetzt als Wildpark besondere Anziehungskraft ausübt. Aber



Der Damhirsch ist das Knipsen gewohnt

das war dann eben nur so ein Spaziergang zwischendurch, zwischen Arbeit und Ferienreise. Jetzt, da uns das Ferne ganz entrückt ist, finden wir auch in den Spaziergängen nahe der Stadt wieder Erfüllung. Und wir merken, daß es garnicht nötig ist, entsagungsvoll zu resignieren. Zwar durchschneidet schon wieder der Pflug die Stoppelfelder, um sie für die Wintersaat bereit zu machen, aber in den Gärten jenseits des Wassers und dort im Römerlager, mit den vielen lustigen Gartenhäuschen, ist man dabei, all das zu ernten, was der Herbst als Gaben beschert. Kleine Gruppen von Pilgern sind auf dem Wege zum heiligen Kornelius, sie beten und machen ab und zu einmal Halt an einem der alten Grabkreuze, die zur Seite des Weges aufgestellt worden sind.

*

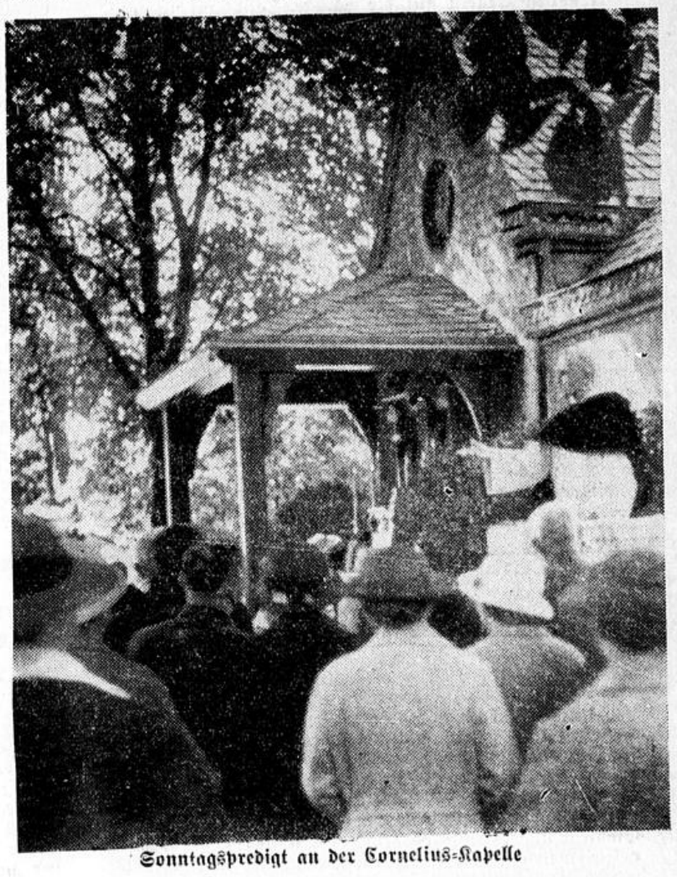
Wir sind am Eingang zum Wildpark angelangt. Eine grüne Tafel mit weißer Schrift gibt die erforderlichen Anweisungen, wie man sich zu verhalten hat und in dem Blockhäuschen kann man für 10 Pfennig eine Tüte mit Futter für das Wild erstehen. Für die größeren Hirsche und Rehe gibt es Kastanien, für die jüngeren Tierchen Zwieback. Man braucht nicht lange zu suchen. Gleich neben dem Blockhaus hat sich ein Rehbock niedergelassen. Ich versuche, mich mit einer Kastanie bei ihm beliebt zu machen. Er blinzelt mich leicht schläfrig an und verhält sich im übrigen ablehnend. Auch auf Zwieback läßt er sich nicht ein. Ich will nicht weiter stören und wandere weiter. Ein kleiner Hirsch macht sich heran und zeigt sich sehr zutraulich. Er reibt freundschaftlich sein Gehörn an mir und schnüffelt an der Zwiebacktüte herum. Getreu der Weisung, die Tiere nicht aus der Hand zu füttern, werfe ich ihm ein Stück Zwieback auf den Boden, an dem er sich vermacht und ich suche dann die Wildschweine auf. Das Pärchen scheint sich „sauwohl" zu fühlen, zieht ebenfalls Zwieback vor und nimmt willig Pose für eine Aufnahme an, die wir Ihnen ein andermal zeigen.

✣

Inmitten des Buschwerks sehe ich dann zwei Prachtstücke des Wildparks, einen gefleckten Damhirsch und einen Rothirsch. Beide benehmen sich sehr vornehm und nehmen vorerst überhaupt keine Notiz von mir. Bis dann einige Kastanien die beiden veranlassen, etwas aus ihrer Reserve herauszugehen. Besonders anhänglich zeigt sich dabei der Rothirsch. Er scheint den Inhalt einer Zehnpfennigfuttertüte genau zu kennen und macht auch in seinem übrigen Benehmen seinem Ruf, ein zahmer Hirsch zu sein, alle Ehre. Wenigstens vorläufig. Bis ich dann so etwa fünfzig Meter vom Ausgang, Richtung Selikum, feststelle, daß die Tüte leer ist. Nachdem ich den Damhirsch bereits in Großaufnahme gekonterfeit hatte, versuche ich nun auch von dem Rothirsch ein Porträt zu bekommen. Ob er das nun als feindselige Handlung aufgefaßt hat, jedenfalls senkt er plötzlich sein Geweih, das mir auf einmal vorkommt wie die Krone eines ausgewachsenen Eichbaumes, und rennt auf mich zu.

Ich habe Zeit meines Lebens nie mit jemanden Streit gesucht, am wenigsten mit einem Hirsch. Und nun dieser plötzliche Angriff. Ich fasse das Geweih mit beiden Händen und ziehe mich langsam zurück. Der Hirsch geht ebenfalls wieder etwas zurück, augenscheinlich zu einem neuen heftigeren Angriff und blinzelt mich dabei leicht heimtückisch an. Dann rennt er erneut auf mich zu. Im letzten Augenblick bringe ich einen kleinen Baum zwischen uns, der den Stoß auffängt. Ich versuche nun die Bestie mit freundlichen Worten zu beruhigen. Aber wie redet man einen Hirsch an? Bei Enten sagt man „Pulle, Pulle", bei einem Pferd hilft man sich auf alle Fälle mit der Anrede „Max", aber ein Hirsch? Ich habe inzwischen festgestellt, daß selbst alte Jäger sich hier nicht auskennen. So hab ichs denn mit „Herr Hirsch" versucht, ich habe ihn „mein liebes Tierchen" genannt, nichts verfing, und als er sich anschickte, sich zu einem neuen Anlauf zurückzuziehen, begann ich einen taktischen Rückzug. Auf einen Wettlauf konnte ich mich nicht einlassen, da mir plötzlich alle Redewendungen über die Schnellfüßigkeit eines Hirsches einfielen. So ging ich denn unter ständigen beruhigenden Reden (beruhigend hauptsächlich für mich selbst) zurück, eine Böschung herauf und hinter ein Gebüsch, durch das ich dann rückwärts gehend glücklich den Ausgang erreichte.

Aus der Aufnahme, die ich von meinem Exfreund, dem Rothirsch, noch vorher gemacht hatte, ist nichts geworden, da ich bei der Aufregung vergessen hatte, den Film weiter zu drehen.



Sonntagspredigt an der Cornelius-Kapelle

Es bliebe nun zu erwägen, am Eingang zum Wildpark noch eine Tafel anzubringen: „Wie benehme ich mich Hirschen gegenüber?" Oder: „Wie spreche ich Hirsche an?" Oder vielleicht wird sich die Stadtverwaltung doch entschließen, wenigstens dem Rothirsch ein abgesondertes Quartier anzuweisen.

*

Von Selikum her grüßen die rotweißen Fahnen mit dem Wappen der Stadt Neuß. Ständig weilen Pilger dort, im Schat-



Der Liebling der Kinder

ten der Kastanien, der Kapelle und des heiligen Kornelius. Und unter den Bäumen hindurch schaut man über weites, sonniges Land, das der Herbst mit bunten Farben gezeichnet hat.

W. Pf.

Aufnahmen: W. Pfeifer, Neuß



„Möbeltischlerei" für den Wildpark

Mißglückter Start / Von B. Scotti

Der große Zeiger der Kirchturmuhr rückte gerade auf die Zwölf, die Stunde vollendete sich, hell tönten acht Schläge in die frische Luft des jungen Tages. Auf Gräsern und Halmen lag in blitzenden Tropfen der nächtliche Reif. Erich schauerte zusammen. Er sah müde und unschlüssig aus. Sein Magen schmerzte, es knurrte in den Därmen. In diesem Augenblick erst wurde es Erich bewußt, daß er Hunger hatte. Er kramte in seinen Taschen und förderte annähernd drei Mark hervor, die er in Gedanken auf die nächsten Tage zu verteilen begann. Was nach diesen Tagen geschehen sollte, das wußte er nicht und dachte deshalb auch nicht darüber nach.

Es ist schlecht, keine Arbeit zu haben, aber noch weit schlimmer ist es, keinen Menschen zu wissen, dem man etwas bedeutet. Erich fehlte das eine wie das andere. Ziellos trieb er in dem seichten Wasser seines Lebensflüßchens, strandete, machte wieder flott, drehte bei, um mit vollen Segeln auf die nächste Sandbank zu laufen. Steuern konnte Erich nicht. Er hätte es gern gelernt, aber er empfand dumpf, daß ihm etwas dazu fehlte. Andere Leute hatten Bedenken, Hemmungen, sie überlegten und sagten „nein". In Erich hingegen gähnte ein tiefes, schwarzes Loch, und in dieses Loch fielen die Andeutungen und Vorschläge anderer unfreiwilliger Müßiggänger, die sich längst mit dem Gedanken vertraut gemacht hatten, auf illegale Weise Geld zu „verdienen" . . . Erst war es nur eine kleine Strafe mit Bewährungsfrist gewesen, dann kamen die Rückfälle, und das Strafmaß erhöhte sich. Als er das erstemal die Strafe verbüßt hatte, nahm ihn der Bruder seiner seligen Mutter bei sich auf. Eine Weile folgte Erich den guten Beispielen, die Onkel und Tante in Wort und Tat ihm vorlebten. Jeden Morgen fuhr er mit dem Onkel zur Fabrik in die Stadt. Jeden Morgen Schlag sieben Uhr stand er an der Hobelbank. Er führte ein ordentliches Leben, alles ging seinen geregelten Gang, wie ein Automat. Steuern brauchte man nicht. Die Fahrinne war breit, und die Strömung zog ihn mit sich. Diese stetige Fahrt ermangelte nur leider der Abwechslung. Je weniger Erich dies wahr haben wollte, um so heftiger rebellierte es in ihm. Zu dieser Zeit geschah es, daß Erich ausnahmsweise allein nach Feierabend aus dem Dorf hinausfuhr und einem Mann begegnete, den er lieber nicht getroffen hätte, denn dieser Mann erinnerte an die Zeit, wo man in Anstaltskleidung Tüten klebte. Erich versuchte, den Klebekollegen einstiger Tage zu übersehen. Schließlich aber grüßte er doch, um den andern nicht glauben zu lassen, er schäme sich der Bekanntschaft. Mit höflichem Gruß wollte er schnell weiterradeln, aber der andere hielt ihn fest.

Als sich die beiden nach etlichen Schnäpsen voneinander trennten, hatte Erich zugesagt. Er begriff sich selber nicht. Er hatte doch Arbeit und Brot und eine Bleibe. Gewiß, die Arbeit hätte besser bezahlt sein können, das Brot quoll ein bißchen im Munde, weil es im Hause der allzu untadeligen Verwandtschaft gegessen wurde . . .

Wieder einmal ging Erichs Name durch alle Zeitungen. Auf sechs Monate tauchte er unter, um eines Tages mit etwas Geld und vielen guten Vorsätzen den mächtigen Steinbaukasten zu neuem Start zu verlassen. Er schwört sich in diesen ersten Tagen der wiedererlangten Freiheit zum ungezählten Male, ein anständiger Kerl zu bleiben. Er träumt von einer Arbeitsstelle, von regelmäßiger harter Arbeit und regelmäßigem kärglichen Lohn. Er will beweisen, daß er trotz allem auf dem rechten Wege bleiben kann. Und wenn er eine Zeitlang so gearbeitet hat, dann wird er zu seinen Verwandten gehen, die ihn nach der letzten Entgleisung verstoßen haben. „Seht her . . .", wird er sagen, „ich bin gar nicht so verdorben wie ihr denkt . . ." Bei dem bloßen Gedanken an dieses Erlebnis traten Erich Tränen der Rührung in die Augen. Eine Woche lang trug Erich diesen erhebenden Gedanken wie einen Schatz mit sich herum. — Doch die Arbeitsstelle ließ sich nicht finden . . .

Nach innerem Kampf entschloß sich Erich, seinen Onkel um Hilfe zu bitten. Der Onkel war gutmütig, vielleicht würde er ihn noch einmal in der Fabrik unterbringen. Im Morgengrauen schon stand Erich vor der Fabrik. Es wurde sieben Uhr, und die Arbeit mußte bereits begonnen haben — aber der Onkel kam nicht. Sollte er in das Dorf radeln?

Klopfenden Herzens schwang sich Erich auf das Rad und fuhr zur Stadt hinaus. Kurz vor acht Uhr erreichte er das Dorf. Im Haus seines Onkels standen alle Fenster auf, die Tür war geöffnet und man hörte die Stimme der Tante auf die Straße schallen. Eine tiefe Niedergeschlagenheit legte sich über Erich. Planlos schob er sein Rad vor sich her . . .

Wenn ich nicht mehr als fünfunddreißig Pfennige



Zeichnung: Krusch

den Tag ausgebe, reiche ich mit meinem Geld eine Woche — rechnete Erich. Es ist schwer, wenig Geld richtig auszuwerten. Nach langem Hin und Her kam er zu dem Schluß, sich zunächst ein paar Zigaretten zu kaufen. Er war kein passionierter Raucher, aber er wußte, daß rauchen den Hunger übertölpelt, und außerdem gab es ein bißchen Mumm. Das Wirtshaus lag oberhalb des Dorfes, etwas abseits. Durch den Garten kam man in einen laubenähnlichen Vorbau, der durch Butzenscheiben geschützt und mit einer Tür verschlossen wurde. Draußen befanden sich die Ständer für Räder. Erich stellte sein Rad ein und blieb dann verwirrt stehen: die Fensterrahmen dicht an der Tür der Veranda waren leer, die Scheiben mußten eingedrückt worden sein. Auf dem Boden lagen verstreut bunte Scherben. Schnarrend rief die Türglocke Bedienung herbei. Erich bestellte einen Becher Bier. Er wußte nicht, weshalb er jetzt ein Bier bestellte. Seinem nüchternen Magen konnte das unmöglich bekommen.

„Schlägerei gehabt gestern abend . . .", fragte er, und hob einen Scherben vom Boden auf.

„Ach was, versuchter Einbruch . . .", erwiderte das Mädel, ärgerlich, daß gerade jetzt Kundschaft kommen mußte, wo die Polizei im Hause war und einmal etwas nicht Alltägliches vor sich ging. Erich umfaßte mit der Linken den Becher, dann schob er ihn jäh zurück, daß Bier auf den Schanktisch spritzte und warf den Scherben, den er immer noch krampfhaft in der Hand hielt, fort. Mit kurzem Gruß stolperte er über die zerbrochenen Glasscheiben zur Veranda hinaus. Die Zigaretten blieben auf der Theke liegen . . .

Merkwürdig so ein Laden, in den eingebrochen worden ist . . . denkt Erich. Er hat schon selber ähnliche Unordnung angerichtet, aber es ist ihm nie derart zum Bewußtsein gekommen. Eigentlich eine Schweinerei, andern Leuten alles zu zertöppern. Erich fühlt sich schuldbewußt. Er schauert zusammen, aber diesmal nicht vor Hunger. Ihm ist kalt, weil er plötzlich das Gefühl hat, das er nur allzu gut kennt. Wenn man an so ein Ding herangeht, wie die da gestern abend, dann weiß man nicht, ob es klappen wird. Leise schleicht man durch den Garten, drückt die Scheiben der Veranda ein, um von innen die Tür zu öffnen. Für gewöhnlich steckt der Schlüssel im Schloß. Gedämpft klirrt die Scheibe in die Veranda. Totenstille — nichts rührt sich. Die Schlafräume liegen nach der anderen Seite. Aber die Öffnung der Scheibe ist zu klein. Noch eine und noch ein — verdammt nicht nochmal! — der Schlüssel steckt nicht!

Es knirscht etwas über die Straße. Ein Rad, das über den körnigen Sandweg rollt. Ein Mensch fährt durch die Nacht. Blitzschnell geduckt, an den Büschen entlanggeschlichen. Die Angst sitzt plötzlich im Nacken . . .

Erich wischt sich die Stirn, sein Rad torkelt. Er steigt ab und läßt sich in das Gras neben der Straße fallen. Was tun? Schlafen, schlafen . . . und Erich wankt nach Hause. Es dauert Stunden. Er schiebt sein Rad vor sich her. Fahren kann er nicht, so schüttelt es ihn.

Als die Polizei bei Erich erschien, leistete er keinen Widerstand. Er leugnete nicht, er fügte sich still, weil ihm dies das Zweckmäßigste dünkte. Es lag alles so klar: seine Fingerabdrücke auf dem Scherben, das bestellte und nicht getrunkene Bier, die vergessenen Zigaretten, das ganze merkwürdige Benehmen . . . In der Gerichtsverhandlung wurde Erich freigesprochen.

„Ich will doch nun wirklich ein anständiger Kerl werden . . .", sagt er noch ganz benommen. „Aber so ist das wohl mitunter: man macht es nicht ganz richtig, und die andern verstehen dann falsch . . ."

Moritz liebt keine Purzelbäume

Von **Karl Heinrich Mohr**

Unlängst begegnete ich meinem ehemaligen Schulkameraden Moritz Schulze. Es können zwanzig, auch fünfundzwanzig Jahre her sein, daß wir uns nicht mehr gesehen hatten — viel Wasser hat sich seitdem aus Deutschlands Strömen in Ost- und Nordsee ergossen. Aber trotz Zeitenwandel erkannte ich Moritz sofort wieder; der alte Schalk leuchtete wie ehedem aus seinen stets halb zugekniffenen lichtblauen Augen, sein immer fleischiges Gesicht hatte sich zu Vollmondsrundung ausgewachsen, und sein Bäuchlein war, den Jahren entsprechend, angeschwollen.

Ich wußte, daß Moritz inneren Dienst zu versehen hatte und erstaunte einigermaßen, ihm am hellen Vormittag auf der Straße zu begegnen.

„Schon in Urlaub?" fragte ich, nachdem die erste freudige Begrüßung vorüber war.

„I wo, wer wird denn — bei solchem Sauwetter!" Moritz lachte verschmitzt.

„Krank gemeldet —?"

„Keine Ursache." Moritz strahlte und strotzte vor Gesundheit und Wohlbehagen. Ohne weitere Umstände faßte er mich plötzlich unter, führte eine Kehrtwendung mit mir aus und bugsierte mich in das Innere der Weinkneipe „Zur verlorenen Traube", vor deren Tür wir zusammengetroffen waren.

Ich kam mir auch ganz verloren vor, bar jeden Pflichtgefühls, wie ich mich, mitten aus einem Arbeitsgang heraus, in Bachus Reich entführt fühlte.

„Famos, daß du mir gerade jetzt in den Weg läufst, alter Pennäler!" lachte Moritz und goß den Muskateller, den er bestellt hatte, in die Gläser, „ich bin nämlich auf einer Art — Bußgang begriffen."

„So siehst du auch gerade aus!" entgegnete ich.

Moritz wiegte bedeutungsvoll das Sünderhaupt, dann ergriff er sein Glas. „Na, trinken wir erst mal. Prosit!"

„Prosit!" gab ich zurück.

Wir tranken. Moritz leerte sein Glas bis auf die Nagelprobe. Dann erzählte er.

„Also, mein Lieber, wie du weißt, bin ich im Amt und harre der Würden, die da kommen sollen. All die Jahre über ging alles wie am Schnürchen, und der Betrieb funktionierte zu meiner vollsten Zufriedenheit. Ganz nach meinem Geschmack. Aber gestern, alter Junge, gestern, was meinst du, was geschah? Fällt es dem Alten, dem Direktor Schuhmacher, doch ein, mir so eine verdammt knifflige Sache auf den Tisch zu servieren, zur gefälligen Erledigung, eine Sache, sage ich dir, vor der er selbst allen Respekt hatte! Ich sehe dem Außenseiter von Akt gleich an: der hat's in sich! Bericht an den Minister, und so. Vermurkst man da was — na, ich rechne demnächst stark mit dem „Ober", da setzt man sich nicht gern — eine Nasenlänge vorm Ziel — Gefahren aus. Du verstehst schon. Ich überlege, wie ich die Klippe umschiffen kann. Denke hin und denke her, ohne daß mir etwas Brauchbares in den Sinn kommt. Es wird darüber Mittag, der Botenmeister kommt und schmeißt mir, wie gewöhnlich, die „Zwölfuhrpost" auf den Aktenbock. Ich lege das mißratene Aktenstück zur Seite, greife nach meinen Belegten und nach der Thermosflasche, um zu mahlzeiten. Ich blättere dabei in der Zeitung, lese die Anzeigen durch, denn Politik und sonstige schwere Lektüre, weißt du, verträgt sich nicht mit dem Essen."

Hier legte Moritz eine Pause ein, zog ein Zeitungsblatt aus der Tasche, entfaltete es vor mir und wies mit dem Finger auf eine schwarzumränderte Anzeige. Es war die Todesanzeige einer Frau Katharina Müller, geborene Schulze, die hochbetagt das Zeitliche gesegnet hatte und deren Beisetzung heute um 11.30 Uhr stattfinden sollte.

„Eine Verwandte —?" fragte ich ihn.

„Kein Gedanke! Außer ihrem Vatersnamen hatte ich nicht die Spur mit ihr gemein! Ich habe mir nur erlaubt, sozusagen ihre Leiche zu adoptieren, als Tante und — —"

„Und hast dich beurlauben lassen — zur Beerdigung — —?"

„Klar, Mensch! Was gab's denn da weiter zu bedenken? Dieweil ich jetzt den Schwindel mit dem Muskateller hier abbüße, würgt der Kollege Schneider sich mit dem ministeriellen Akt ab. Der hat den „Ober" schon hinter sich, ihm kann nichts mehr passieren und mir — auch nicht. Prosit!"

Als wir nach einer guten halben Stunde einander auf der Straße gegenüberstanden und die Hände zum Abschied schüttelten, kam ich mir für einen Augenblick um dreißig Jahre zurückversetzt vor. Ich sah uns wieder als Dreikäsehoch in der Turnstunde. Wir mußten Wettlaufen machen, wobei in der Mitte der Bahn Matten ausgebreitet lagen, über die Purzelbäume geschlagen werden sollten. Das hemmte natürlich den Lauf und nahm dem dicken und ungelenken Moritz die Puste weg. Er wäre unfehlbar als guter Letzter durchs Ziel gestampft, wenn er — nun, wenn er eben nicht „gemimt" hätte. Aber, das verstand er schon damals aus dem Effeff, und so brachte er es zuwege, die schwierigsten Situationen überlegen zu meistern, ohne dabei unangenehm aufzufallen.

An solche Streiche erinnerte ich Moritz, bevor wir uns endgültig trennten. Er meinte darauf, breit grinsend, „wozu Purzelbäume schlagen, wenn es auch so geht? Riskiert man bei ihnen auch nicht gerade das Genick, einen blauen Fleck bekommt man doch nur allzu leicht weg! Und jetzt laß dir's gut bekommen, alter Kollege, ich fühle mich ordentlich erleichtert, es hat mich herzlich gefreut — —"

„Siehe da, Herr Schulze!" dröhnte eine sonore Baßstimme dazwischen. Ein älterer, distinguiert aussehender Herr mit viel Würde und Korrektheit auf der Stirn hatte sich, zwei Schritte Abstand haltend, plötzlich vor uns aufgepflanzt.

Moritz schien zur Bildsäule erstarrt. Ich bemerkte, wie der Neuangekommene nicht gerade wohlwollend meinen keineswegs trauermäßig gekleideten Freund von oben bis unten musterte und zwischendurch einen bedeutungsvollen Blick auf die nahe Turmuhr warf, deren Zeiger auf fünf Minuten vor halb zwölf standen und — wußte Bescheid: Direktor Schuhmacher. Dicke Luft!

Es blieb mir nichts anderes übrig, als mich diskret zu empfehlen. Ich grüßte, anstandshalber, und dachte mir: Moritz, Moritz, mir scheint, diesmal hast du den Purzelbaum umsegelt, um dafür — einen Saltomortale zu schlagen! — Im Weitergehen wünschte ich ihm insgeheim ein möglichst sanftes, gefahrloses Herabgleiten — schon um des süffigen Muskatellers willen!

Matrose in der Badewanne ertrunken

Der Matrose des amerikanischen Kriegsschiffes „Abraham Lincoln", der auf Landurlaub in San Franzisko sich aufhielt, büßte sein Leben durch seine Unvorsichtigkeit und einen sonderbaren Zufall ein. Er wurde im Hotel mit einem anderen — sehr reichen — Gast verwechselt und hielt diese Verwechslung aufrecht, da er dessen komfortable Zimmer erhielt, anstatt sich auf einen bescheidenen Raum nach hinten hinaus beschränken zu müssen. Als er sich nun im Badezimmer erfrischte und gerade in der Badewanne saß, bediente er sich des daliegenden Rasierapparates, der jedoch wahrscheinlich schadhaft war und ihm einen elektrischen Schlag versetzte, der den Mann ohnmächtig machte. In seiner Bewußtlosigkeit geriet er mit dem Kopf unter Wasser und ertrank.

Peter Erkelenz (Neuß) über:

„Kalifornisches Intermezzo“

Rückerinnerungen an Hollywood

NR. 4

VII.

Die Ateliertore öffnen sich.

Ein paar Wochen nach der Premiere erschien eines Abends der Hilfsregisseur in der Sängergarderobe und las von einer Liste eine Anzahl Namen herunter — auch der meine war dabei — und sagte: „Morgen früh sieben Uhr antreten im Besetzungsbüro der Universal! Gage fünfzehn Dollar pro Tag!“ Also, was mir — trotz monatelanger Versuche, trotz einer Menge Empfehlungsbriefe nicht gelungen war: nämlich ein Filmengagement zu erlangen — jetzt wurde ich dazu kommandiert.

Fröstelnd fuhren wir am nächsten Morgen im Ford-Klapperkasten eines Kollegen über den Cahuenga-Paß nach Universal-City hinaus. Die winterliche Morgensonne bestrahlte die Atelierstadt, in der bereits ein lebhaftes Treiben herrschte. Cowboys ritten lassoschwingend umher. Deutsche Feldgraue wurden auf einer Wiese gedrillt. „Raus aus die Kartoffeln! Rin in die Kartoffeln!“, dachte ich. Drüben wurde von einer englischen Batterie Abprotzen geübt.

In einer Probehalle wurde ein Ballett einstudiert. Aus einem Vorführraum drang die Arie aus „Tosca“ heraus. Droben auf einem Hügel wurde von Malern die Fassade von Notre Dame (aus dem Film „Der Glöckner von Notre Dame“) ausgebessert. In einer Nachbildung des Zuschauerraumes der Metropolitan Opera von Neuyork wurde eine Orchesterprobe abgehalten. In der Kantine sah man Rokokokavaliere und Damen mit Reifröcken und Perrücken beim Frühstück.

Glücklicherweise hatten wir noch etwas Zeit, um uns in diesem Betrieb ein wenig umsehen zu können. Ein neugieriger Blick in eine Garderobenhalle: da waren chinesische Jongleure mit Schwertern, Keulen, Kugeln und Tellern bei der Morgenarbeit. Wir folgten einem großen Tonaufnahmewagen der Western Electric und fanden uns plötzlich in einem oberbayrischen Gebirgsdorf wieder, das sich bis in eine Schlucht der Hollywoodberge hineinzog. Ein paar Schritte seitwärts waren wir bereits in einer Gasse der Londoner Slums. Kaum war man da hindurch, dann glaubte man sich in eine Oase der Sahara versetzt, Dattelpalmen, Beduinenzelte und Kamelherden ringsum.

Die charakteristischsten Szenerien der ganzen Welt lagen in dieser Filmstadt auf kleinstem Areal dicht beieinander. Man machte umsonst eine Reise um die Welt in einer Viertelstunde. Da wurde einem so recht klar, welch ein ungeheures Feld dem Film offensteht gegenüber dem Theater. Alles, was irgendwie photographierbar ist, zieht er in sein Bereich. Unerhörte Perspektiven!

Aber nützt der Film sie in der rechten Weise aus? Nein, er steht erst am Anfang seiner Entwicklung und muß erst noch die ihm eigene Form finden, um all diese unerschöpflichen Möglichkeiten geistig und künstlerisch zu meistern. Aber Philosophieren genügt allein nicht. Es muß praktisch gearbeitet werden. Und dazu rief uns jetzt die Pfeife des Hilfsregisseurs.

Mit aufrichtigem Staunen betraten wir die größte Tonfilmaufnahmehalle der Welt, die Bühne Nr. 12 der Universal. Ein Raum von wahrhaft gigantischen Ausmaßen. Dreißig Szenerien finden darin zu gleicher Zeit Platz. Eine ganze Kirche mit Glockenturm, ein halbes modernes Sportstadion, ein kompletter Ueberseedampfer und, was sich nur denken läßt, kann hier aufgebaut werden. Ein Netz von hölzernen Beleuchtungsgalerien mit Hunderten von Jupiterlampen hängt von der Decke herunter.

Mit Krans und fahrbaren Ladebrücken können die schwersten Dekorationsstücke hin- und herbewegt werden. Ganze Batterien rollender Beleuchtertürme, zahllose Schalttafeln, Widerstandsanlagen, ein unübersehbares Kabelgewirr, Feuerlöschapparate, eine komplette Berieselungsanlage, die bei Brandgefahr das ganze Atelier unter Wasser setzen kann, und schließlich der einzig dastehende Kamerakran der Universal machen diese Halle zur besteingerichteten der Welt.

Dieser berühmte Kamerakran allein verdiente eine langatmige Beschreibung. Es mag hier genügen, zu sagen, daß dieses Wunder der Technik es ermöglicht, von allen Seiten — von oben und unten, von vorn und hinten, sowie seitwärts — an alle Aufnahmeobjekte mit der Kamera heranzufahren und die überraschendsten und eindrucksvollsten Blickwinkel zu erzielen. Die Polypenarme dieses Ungeheuers tragen Kameras, Mikrophone, Scheinwerfer und die gesamte Bedienungsmannschaft, freischwebend durch den Raum und können von einem Sitz aus vermittelst Kurbeln und Druckknöpfen beliebig in allen Raumrichtungen dirigiert werden.

Wir hatten uns vom Staunen noch nicht ganz erholt, da wurden wir in einen riesigen amphethetralischen Aufbau geführt, in dessen unteren Sitzreihen die Musiker, in dessen oberen die Sänger Aufstellung fanden. Im Kreiszentrum vor uns erhob sich ein schlankes, etwa 5 Meter hohes Türmchen mit Dirigentenpult. Ein kugelrundes Etwas kletterte unter dem dröhnenden Gelächter aller Anwesenden das Leiterchen empor und nahm, oben angelangt, am Pult Platz wie ein Riesenbaby im hochgeklappten Kinderstühlchen. Ein komplettes Vollmondgesicht saß auf dieser Fleischkugel und lächelte grüßend zu uns hinauf.

Es war der amerikanische Jazzkönig in Person: Paul Whiteman, der damals gerade auf der Höhe seines Ruhmes stand und seine Einkommen mit keinem Premierminister der Welt getauscht hätte. Wir trauten unseren Augen nicht; denn er trug auf dem Kopfe ein kleines preußisches Infanterie-„Krätzchen“, das ihm außerordentlich komisch stand. Das war nicht sehr geschmackvoll, sollte aber auch gewiß nichts Despektierliches bedeuten. Dazu war der dicke Paul viel zu harmlos und gemütlich seiner ganzen Natur nach.

Das zeigte sich gleich an den übermütigen Scherzworten, mit denen er von seinem Thrönchen aus die Musiker apostrophierte. Ich muß sagen, ich habe selten etwas Lustigeres, Humorvolleres, ja, Geistreicheres (im amerikanischen Stil natürlich) erlebt als diese gegenseitige Frozzelei, die nun in Whiteman's berühmter Jazzband sich austobte. Ein Witz brillanter als der andere! Diese Leute, gegen die - was Gage anbelangt — die Philharmoniker arme Schlucker waren, warfen sich gegenseitig nur so die Bälle zu, stichelten einander, parierten und repostierten wie geistige Florettfechter, verulkten einander mit den Instrumenten, brachten die unglaublichsten Töne hervor, und alles endete in einem grausig-komischen Instrumentenspektakel.

Alle erdenklichen Tierstimmen und Geräusche, vom Trompeten des Elefanten angefangen, über das Gelächter der Hyäne, das Gequieke des Schweins, das Gekrakel des Papageis, das Geschluchze der Nachtigall bis zum Gezirpe der Grillen schwirrten durcheinander wie bei einer „Revolte im Zoo“. Plötzlich klopfte Whiteman ab, und augenblickliche Stille trat ein. Nur ein junges Ferkel klappte noch einmal nach. Dann begann die Probe.

Es wurde stramm gearbeitet, und wie Paul Whiteman aus Orchester, Solisten und Chor allmählich das Morgenlied der Cowboys, den Song of the dawn, in seiner synkopischen Technik herauszauberte, das war absolut unklassisch zwar, aber nichtdestoweniger genial. Das Aufsteigen der Morgensonne hinter den Ranchos von Texas wurde zur Ouverture des jungen Tages über einer taufrischen Welt. Absolut amerikanisch empfunden, aber überzeugend und von durchschlagender Wirkung für jedermann. Ich habe später noch oft und unter den verschiedensten Dirigenten gesungen, aber die Befeuerung, die von diesem musikalischen Fettlos ausging, habe ich bei keinem anderen wieder verspürt.

Daß meine Sängerlaufbahn sehr bald zu Ende gehen, respektive in die Schauspielerkarriere einmünden müsse, war klar. Das entscheidende Ereignis sollte in Kürze eintreten. Die Metro forderte sämtliche deutschen Schauspieler zu einer Sprechstimmprüfung auf, und ich meldete mich sofort. Nach stundenlangem Abhören aller in Hollywood vertretenen deutschen Stimmen fiel die Wahl auf Arno Frey in der höheren und mich in der tieferen Stimmlage.

Wir wurden engagiert, um die Stimmen Conrad Nagels resp. Charles Pickford's zu synchronisieren, und zwar in De Mille's Bergwerksfilm „Dynamit“. Es war der erste Spielfilm, der mit fremdsprachlichem Dialog unterlegt wurde. Wir hoben also damit gewissermaßen die Nachsynchronisation aus der Taufe. Nicht zu vergessen, daß dadurch auch meine finanzielle Lage mit einem Schlage gesund wurde und ich mir die für Hollywood nötige Garderobe beschaffen konnte. Ich erhielt 400 Dollar für eine fünftägige Arbeit.



Foto: Metro-Goldwyn-Mayer

Mordprozeß Mary Dugan

Während der Anklagerede des Staatsanwalts Holway (Arnold Korff). Am Anwaltstisch Mary Dugan (Nora Gregor) und Rechtsanwalt Dr. West (Peter Erkelenz). Im Vordergrund Regiseur Arthur Robison. Im Hintergrund Polizeibeamte und Reporter. Oben das Mikrophon, seitlich Scheinwerfer

VIII.

Hochkonjunktur.

Es ging nun verhältnismäßig schnell aufwärts. In allen Ateliers betrieb man fieberhaft die Vorbereitung für fremdsprachliche Versionen. Hollywood schickte sich an, den nach der Einführung des Tonfilms verloren gegangenen Weltmarkt wiederzuerobern. Man behielt zwar die Nachsynchronisation bei — es gab da immer wieder tage- und wochenlang Arbeit —, **aber man sah die Notwendigkeit ein, für den Auslandsmarkt** auch regelrecht neu aufgenommene Filme in den betreffenden Sprachen, sogenannte Versionen zu drehen. Damit begann für die ausländische Schauspieler, Deutsche, Franzosen, Spanier und Italiener, eine seit dem Stummfilm nicht mehr gekannte gute Zeit.

Wie gewöhnlich, gab auch in dieser Entwicklung die Metro den Ton an und verschrieb sich ein ganzes Ensemble erstklassiger deutscher Schauspielkünstler nach Hollywood. Später folgten auch die First National und die Universal dieser Taktik. Hätte Hollywood noch einen Schritt weiter getan und auch in genügender Zahl deutsche Autoren und Regisseure herübergeholt wer weiß, ob es ihm nicht gelungen wäre, auf dem deutschen Markt eine führende Stellung von Dauer zu erobern? So blieb es bei ein paar Dutzend Filmen, die längst nicht alle wirkliche Erfolge einbrachten.

Aber wer dachte damals an ein Ende? Die deutschsprachige Produktion setzte mit Hochdruck ein und versprach reichlich Arbeit für alle leistungsfähigen deutschen Kräfte. Der erste erwähnenswerte Film, der gedreht wurde, war „Anna Christie“ mit Greta Garbo in der Titelrolle. Die Partie, die ich zu spielen bekam (Kneipwirt Johnny) war nur klein, aber sie vermittelte mir die Bekanntschaft mit dem großen französischen Regisseur Jacques Feyder und der Garbo.

Ich werde immer wieder gefragt, wie die Garbo „im Leben“ sei, was ich von ihr halte usw. Soweit ich für ein Urteil über sie überhaupt zuständig bin, möchte ich folgendes sagen: ich halte sie nach wie vor für die größte Schauspielerin unserer Zeit. Ich fand — von der Leinwand her und im persönlichen Kontakt mit ihr —, daß sie ein einfacher, natürlicher, aber schlechthin herrlicher Mensch sei, eine außerordentlich schöne, sympathische Frau und eine ganz große Künstlerin.

Wenn man mich nach dem „Geheimnis der Garbo“ fragt, so muß ich antworten, daß ich sie als Persönlichkeit gar nicht geheimnisvoll finde, sondern klar, gesammelt und wesentlich. Ein ausgesprochen nordischer Mensch, in dem eine höchste Intelligenz sich mit den Kräften eines reichen Gemütes und einer fast schlafwandlerischen Sicherheit des Instinkts zu erstaunlicher Harmonie zusammengefunden hat.

Zu dem „Geheimnis“ ihrer Kunst — das Wort in dem Sinne gebraucht, in dem alles Geniale geheimnisvollen Ursprungs ist — kann jeder verstehende Zuschauer den Schlüssel finden oder, besser gesagt, ahnen, dem die Tatsache aufgegangen ist, daß sie ihre Rollen immer mit einem Doppelgesicht anlegt, von denen das eine das (vordergründige) in den Ablauf der äußeren Handlung eingewebt erscheint, während das andere (das hintergründige) das seelische Innenleben des Rollencharakters wiederspiegelt. Man könnte das „Transparenz der Menschendarstellung“ nennen.

Meist stehen diese beiden Gesichter in schärfstem Kontrast zu einander; in den durchschlagenden Höhepunkten kommen sie jedoch zur Deckung, und das hat jeweils die erschütterndsten Wirkungen im Gefolge, denen sich keine „fühlende Brust“ entziehen kann. Man mag sagen, daß sei ja ein einfaches „Geheimnis. Gewiß! Aber mache es ihr irgendeiner auf der Welt nach! Die Garbo ruft ihn in die Schranken.

Was man von ihrer Scheu vor Menschen, vor der Oeffentlichkeit, vor der Reklame sagt, beruht auf Tatsachen. Diese Scheu ist echt und keine Pose. Sie gerät bei ihrer Arbeit in eine Art von Trancezustand, der jede Störung verbietet. So ließ sie auch bei „Anna Christie“, wo doch nur wenige Schauspieler mitwirkten, eine spanische Wand vor der Szene aufbauen, um jegliche Irritation durch Zuschauer auszuschalten. Man respektiert in Hollywood diese Empfindlichkeit allgemein, sonst würde sie auch unweigerlich sofort das Atelier verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Geheimnis der Geige

ROMAN VON ANDREAS POLTZER

14. Fortsetzung.

Die Anwesenden sahen bestürzt einen fremden Mann aus der Kiste steigen.

„Nun, Herr Briener, wie gefällt Ihnen Prag?“ fragte spöttisch Albatros Noel.

Er weidete sich an Brieners Bestürzung, der noch kein Wort der Erwiderung fand. Noel lächelte selbstgefällig. Seine Regie hatte wieder einmal geklappt. Wie konnte auch dieser Kerl von Lakai so vermessen sein, zu glauben, er könne einen Albatros Noel von Berlin nach Prag verfolgen, ohne von ihm bemerkt zu werden.

Lange bevor der Zug Prag erreicht hatte, wußte bereits Noel von Brieners Anwesenheit. Es war für ihn ein Kinderspiel, Briener in die Falle zu locken. Er tat es bewußt in einer ziemlich theatralischen Weise. Seine Absicht, seine Kumpane zu verblüffen und ihnen gleichzeitig einen Beweis seiner Überlegenheit zu liefern, war ihm restlos geglückt.

Endlich hatte Briener seine Sprache wiedergewonnen.

„Sie können mir doch nicht verbieten, mir Prag anzusehen!“ rief er mit einer forcierten Frechheit. Die Blicke der Anwesenden verhießen ihm nichts Gutes.

„Ganz im Gegenteil, Herr Briener! Ich will Ihnen zu einem längeren Aufenthalt in meiner Vaterstadt verhelfen“, sagte verdächtig freundlich Noel.

Brieners bemächtigte sich eine panische Angst. Noel beschloß, daß er sich in einer weitaus gefährlicheren Lage befand, als er zunächst angenommen.

Noel sah deutlich Brieners Blick nach dem Ausgang. Mit einem kalten Lächeln sagte er:

„Ich muß Sie enttäuschen, Briener. Sie werden diesen Raum nicht mehr verlassen!“

Brieners bemächtigte sich eine panische Angst. Noel beschloß, das Katz- und Mausspiel mit diesem unwürdigen Gegner zu beenden.

„Nicht mehr allein verlassen!“ korrigierte er seine Worte. „Für den Galgen sind Sie schließlich — würde ein Staatsanwalt sagen — noch nicht reif.“ Noel trat an zwei der anwesenden Herren heran und sprach leise einige Worte zu ihnen.

Noch ehe Briener richtig wußte, wie es geschah, hatten die beiden ihn untergefaßt und mit sich gezogen.

„Ein Ton — und Sie sind erledigt!“ flüsterte eine drohende Stimme.

Sie durchquerten den finsteren Hof und traten durch eine kleine verborgene Türe auf eine öde, verlassene Gasse. Im nächsten Augenblick kam beinahe lautlos ein geschlossenes Auto angerollt. Die beiden Begleiter hoben Briener in den Wagen, der sich gleich danach in eiliger Fahrt entfernte.

*

Die „Esperia“ befand sich auf der Höhe von Kreta. In zwölf Stunden sollte das Schiff den Hafen von Alexandrien anlaufen.

Der Gong zum Abendessen ertönte. Als Fernanda den Speisesalon betrat, suchten ihre Blicke Walter Warwick. Sie hatte ihn seit gestern nicht gesehen. Noch vor dem Lunch brachte ihr ein Stewardassistent eine Karte. Sie war von Warwick.

„Ein glücklicher Zufall hat uns für einige Dutzend Stunden wieder zusammengebracht. Ich bin untröstlich, daß eine starke Erkältung mich verhindert, diesen glücklichen Zufall auszunützen“, schrieb er.

Auch beim Abendessen war er nicht anwesend. Fernanda stellte es enttäuscht fest. Sie hatte eine Aussprache mit Walter Warwick herbeigesehnt. Sie wollte an ihn einige Fragen richten, auf deren Beantwortung sie mehr als gespannt war. Diese plötzliche Erkrankung schien ihr recht verdächtig. Und darum glaubte sie auch nicht, daß sie nach der Landung Gelegenheit finden würde, Warwick zu sprechen. Es unterlag keinem Zweifel, daß er einem Beisammensein auswich.

Als sie gestern Warwick bei Betreten des Dampfers ansprach, hatte sie insgeheim gehofft, ihr Anblick würde ihn in große Verlegenheit bringen. Nun, nichts Ähnliches geschah. Seine Miene verriet nur ehrliche Freude, als er sie plötzlich vor sich treten sah. Nach einer kurzen Begrüßung verschwand er hinter dem Steward, der sein Gepäck trug. Seitdem hatte ihn Fernanda nicht wieder gesehen.

In Gedanken vertieft, begab sie sich nach dem Deck zweiter Klasse. Plötzlich stieß sie mit jemand zusammen. Der Mann murmelte eine Entschuldigung. Betroffen blickte sie ihm nach. Den Mann habe ich irgendwo schon gesehen, durchzuckte es ihr Hirn. Sie wollte ihm nacheilen, doch der Fremde war bereits verschwunden.

Sie spähte nach allen Richtungen, blickte in die Gesellschaftsräume der zweiten Klasse, ohne daß es ihr gelang, den Gesuchten zu entdecken. Verstimmt kehrte Fernanda nach dem ersten Kajütendeck zurück. Sie stand bereits vor ihrer Kabine, als plötzlich ein Entschluß in ihr reifte. Schnell kritzelte sie ein paar Worte auf eine Karte und reichte sie einer Stewardeß.

Schon nach wenigen Minuten kehrte das Mädchen zurück. „Der Herr würde sich freuen, Madames Besuch zu empfangen“, sagte es. Etwas verwirrt folgte Fernanda der Stewardeß. Als sie Warwick die Nachricht zukommen ließ, sie würde ihn gern besuchen, war sie überzeugt, er werde unter irgendeinem Vorwand ihren Besuch ablehnen.

Im nächsten Augenblick stand sie vor der Höhle des Löwen. Die Bezeichnung kam ihr unwillkürlich, doch sie zwang sich zu einem ironischen Lächeln, als sie die Kabine betrat.

Zu ihrer Überraschung fand sie Warwick auf. Fernanda sah sofort, daß sie ihm Unrecht angetan. Seine Stimme war stark heiser, und sein unnatürlich glänzender Blick verriet deutlich, daß er Fieber hatte. Übrigens bewies schon der Umstand, daß er den Besuch nicht ablehnte, ihren Irrtum.

„Ich finde es rührend von Ihnen, daß Sie sich eines armen Kranken erinnern“, empfing er sie wohlgelaunt.

Sie sah ihn mißtrauisch an, konnte jedoch keinen Anflug von Ironie in seiner Miene entdecken. Warwick bat sie, Platz zu nehmen.

„Sie glauben, ich sage bloß Höflichkeiten? Nein, ich finde es wirklich rührend, und bin entzückt von Ihrem Besuch. Ich habe ihn mir gewünscht, wagte aber nicht, Sie darum zu bitten. Schließlich ist es nicht besonders amüsant, sich mit jemand zu unterhalten, der stockheiser ist. — Darf ich Ihnen eine Zigarette anbieten? Wünschen Sie einen Mokka? Oder Schnaps?“ Er griff nach der Klingel.

„Lassen Sie das“, antwortete sie schroff. „Ich sehe, Sie sind krank; ich will Sie nicht lange aufhalten. Der Besuch galt dem Kollegen; ich hätte gern von Ihnen einige Auskünfte erhalten . . .“

Ihr Ton überraschte ihn. „Warum sind Sie mir böse?“ fragte er.

„Ich bin Ihnen gar nicht böse“, antwortete sie schon milder. Es schien, als wollte sie noch etwas sagen, doch sie schwieg.

„Bitte, fragen Sie“, brach Warwick die Stille, „ich will Ihnen gern entworten, soweit ich es vermag.“

Fernanda ging ohne Einleitung zum Angriff über.

„Sie erinnern sich doch des Briefes, der in Tunis im Hotel Majestic Ihnen aus der Tasche fiel?“

Warwick nickte.

„Woher kam dieser Brief?“

„Aus Tripolis.“

„Aus Tripolis!? Und warum sagten Sie mir damals, er komme aus Frankreich?“ rief Fernanda triumphierend.

„Ich weiß nicht, warum Sie der Sache so eine Wichtigkeit zumessen“, antwortete Warwick ruhig, „aber ich habe mich einfach geirrt. Erst als ich den Brief am Postamt wieder ablieferte, gewahrte ich, daß er in Tripolis aufgegeben wurde.“

Sie merkte, wie aalglatt er sich ihr entwand. Und weil der erste Angriff verpuffte, ließ sie den zweiten schnell folgen:

„Benutzen Sie immer einen Revolver mit Schalldämpfer?“

„Mit Schalldämpfer?“ fragte er überrascht.

Jetzt habe ich ihn in die Enge getrieben, dachte Fernanda.

„Als Ihre Waffe auf der ‚Port Vendres‘ in der Kabine des Mannes mit der Perücke losging, benutzten Sie immerhin einen Schalldämpfer!“ sagte sie ihm auf den Kopf zu.

Statt zu antworten erhob er sich, griff in den Schrank und reichte ihr einen Revolver.

„Bitte, geben Sie acht — er ist geladen“ sagte er.

Sie sah ihn verblüfft an; erlaubte er sich, mit ihr einen Scherz zu treiben? Der Revolver, den sie in der Hand hielt, war mit einem Schalldämpfer versehen!

Warwick beantwortete ihre stumme Frage. „Sie irren, dieser kleine Aufsatz ist kein — oder zumindest nicht in erster Linie — Schall-, sondern ein Stoßdämpfer. Ich benutze ihn ständig auf Seereisen. Sie wissen, die Wände der Schiffskabinen sind sehr dünn. Das Projektil selbst einer kleinkalibrigen Waffe durchstößt sie mit Leichtigkeit. Wenn ich also gezwungen bin, den Revolver zu gebrauchen, und ich verfehle meinen Mann, kann ein vollkommen Unbeteiligter in seiner Kabine von der verirrten Kugel getroffen werden.“

Warwick entfernte von der Waffe den Stoßdämpfer und reichte ihn Fernanda.

„Bitte, darf ich ihn Ihnen anbieten. Ich besitze noch einen zweiten. Aber wollen Sie wirklich nicht eine Zigarette rauchen?“

„Jetzt gern. Wenn der Rauch Ihnen nicht schadet“, antwortete sie scherzend, doch mit einem Unterton der Besorgnis, die ihm wohltat.

„Ich bin Gott sei Dank kein Heldentenor“, sagte er dankbar und fügte hinzu: „Und wie wäre es mit dem Schnaps?“

„Nein“, protestierte sie. „Ich rauche nur die Zigarette zu Ende, dann gehe ich. Sie sind krank und müssen ins Bett!“

Warwick seufzte. „Ach, es ist langweilig — das Kranksein. So ohne Pflege . . .“ Er schielte zu ihr hinüber.

„Ich werde Ihrem Steward Bescheid sagen“, meinte sie sachlich.

„Unterlassen Sie es lieber. Der Mann geht mir auf die Nerven. Er hat Hände wie ein — nein, nicht wie ein Schlächter. Ich finde den Vergleich absurd. Noch zur Zeit, als ich für den Scotland Yard wirkte, bekam ich es mit einem Schlächter zu tun. Der Mann war nicht gerade ein Ausbund der Tugend, vielleicht eher das Gegenteil, aber Hände hatte er — wie ein junges Mädchen. Von diesem Tage an begann ich, die Hände der Fleischhauer aufmerksamer zu betrachten. Ich kann Ihnen versichern, man findet unter ihnen nicht mehr Leute mit abnorm großen Händen als in jedem anderen Beruf. Ich bin vielmehr überzeugt, die große Pranke ist ein Charakteristikum der . . .“

„Ich muß leider Ihren interessanten Vortrag über Chirognomik unterbrechen. Nachdem ich meine Zigarette zu Ende geraucht habe, werde ich Sie jetzt verlassen. Sie müßten längst im Bett sein. Ich wette, Sie haben mindestens 38,5 Temperatur!“

„Sie haben die Wette gewonnen. Trotzdem bitte ich Sie, mir ein wenig noch Gesellschaft zu leisten. Ich habe Ihnen manches zu sagen.“

„Handlehre?“ fragte Fernanda scherzhaft.

„Ja.“ Warwick ergriff ihre Linke und drehte den Handballen nach oben.

„Was spricht das Schicksal?“ spottete sie.

Warwick betrachtete scheinbar aufmerksam ihre Handlinien. „Sie unternehmen eine weite Reise!“ verkündete er prophetisch.

„Sehr interessant! Wenn die ‚Esperia‘ zufällig nicht ein Ägyptenschiff, sondern ein Spreedampfer wäre, würde ich es sogar bezweifeln. Aber fahren Sie nur fort, ich bin furchtbar neugierig . . .“

Er räusperte sich einige Male, um seine belegte Stimme ein wenig frei zu bekommen. „Sie machen nachher mit der Bahn eine längere Reise, an deren Ende Sie eine Enttäuschung erwartet.“

„Welcher Art wird diese Enttäuschung sein?“ fragte Fernanda, und das Spöttische war aus ihrer Stimme verschwunden.

Erst nach längerer Pause kam die Antwort: „Sie werden den Gesuchten nicht mehr antreffen.“

Ein rascher Blick traf Warwick. „Den oder das Gesuchte?“ fragte lauernd Fernanda.

„Den Gesuchten! Aber entschuldigen Sie, ich fühle mich etwas schwach.“ Kraftlos ließ er Fernandas Hand sinken.

Sie blickte Warwick nachdenklich mit kalten Augen an. „Bevor ich Sie verlasse, will ich Ihnen als Gegenleistung auch ein wenig wahrsagen. Ich benötige dazu gar nicht Ihre Hand. — Also, Sie unternehmen ebenfalls eine weite Reise. Ihr Ziel ist — Port Said!“

Er schüttelte den Kopf. „Stimmt leider nicht.“

„Stimmt nicht?“ Sie empfand beinahe eine Enttäuschung.

„Nein. Mein Ziel ist — Hedjas.“

Er sah ihr ins Gesicht, doch ihre Miene war jetzt undurchdringlich. „Ich bin scheinbar keine gute Prophetin“, sagte sie endlich ruhig. „Aber wollen Sie mir nicht sagen, wohin ich reise . . .?“

Er lächelte matt. „Ich will es versuchen. Bitte reichen Sie mir Ihre Hand.“

Komödiant, dachte sie und gab ihm die Hand. Erst jetzt fühlte sie, wie glühend die seine war. Er strich sanft mit der freien Linken über ihre Handfläche und sagte: „Sie reisen nach Port Said oder Suez.“ Er beugte sich über ihre Hand und küßte sie.

Hastig entzog sie sie ihm. Sie stand bereits an der Tür, als sie sagte: „Sie irren, auch mein Ziel ist — Hedjas.“

* * *

In den frühen Morgenstunden tauchte die Küste Ägyptens auf. Kurz danach lief die „Esperia“ in den Hafen von Alexandrien. Die Paß- und Zollrevision ging schnell und reibungslos vonstatten.

Fernanda stand am gelben eintönigen Strand und beobachtete die Passagiere, wie sie das Schiff verließen. Das Lärmen der Gepäckträger und Hotelangestellten erfüllte die Luft.

Plötzlich erzitterte Fernanda. Sie hatte den Mann erblickt, der ihr tagsvorher im Verdeck zweiter Klasse begegnete. Kaum ein Dutzend Meter schritt er jetzt an ihr vorbei. In der einen Hand trug er einen bescheidenen Reisekorb, in der anderen einen kleinen, schwarzen Koffer einer Reiseschreibmaschine!

Fernanda zögerte keinen Augenblick — sie mußte dem Manne folgen! Sie rief dem Gepäckträger, der ihre Sachen trug, einige Worte zu, dann eilte sie dem Fremden nach. Er hatte einen kleinen Vorsprung gewonnen. Fernanda beschleunigte ihre Schritte, doch die zahlreichen Händler und Fremdenführer hinderten sie am Vorwärtskommen.

Jetzt wendete sich der Verfolgte um. Fernanda schien die Sonne ins Gesicht und blendete sie. Im nächsten Augenblick war der Mann verschwunden. Es war, wie wenn der Erdboden ihn verschluckt hätte. Doch Fernanda wußte bereits, wo sie den Mann das erstemal gesehen.

Als der Fremde vorhin sich umdrehte, durchzuckte Fernanda blitzartig die Erkenntnis. Gerade der Umstand, daß die Sonne ihr in die Augen schien und sie blendete, verhalf ihr zur Rekognoszierung des Mannes. Er war einer der drei Begleiter von Oliva Blanche, der blinden Mitreisenden des italienischen Militärflugzeugs! Deutlich erinnerte sich Fernanda, daß der Mann mit der Reiseschreibmaschine neben der schönen Oliva stand, als sie, Fernanda, die kleine Gruppe am Hafenkai von Tripolis kurz vor Einlaufen des spanischen Seglers sichtete.

Fernanda kehrte zu dem Gepäckträger zurück, der mit ihren Koffern wartete. Im gleichen Augenblick sah sie Walter Warwick das Schiff verlassen. Er war blaß und bewegte sich etwas unsicher. Als er Fernanda erblickte, schwenkte er seine Reisemütze. Sie nickte kurz mit dem Kopf und wandte sich ab. — — (Fortsetzung folgt.)

Unpolitische Chronik

Neuß, 15. September 1935

Von dicksten Kartoffeln, schönsten Frauen und fettesten Enten

Diese Dinge haben eigentlich nichts miteinander zu tun, höchstens insofern als es sich bei allen dreien um Superlative handelt. Der Herbst ist ja überhaupt eine Zeit der Superlative, wie wir auf der Redaktion jetzt wieder festzustellen reichlich Gelegenheit haben. Mit einem dicken Kartoffel hat es schon angefangen. Es gibt zwar dickere Kartoffeln als der von einund einviertel Pfund, der uns gestern gebracht wurde; aber er ist gewissermaßen nur ein Vorbote dessen was noch kommen wird. Es handelte sich um einen „Büttger Fuß", der gleich beim ersten Ausmachen gefunden wurde. Im Gegensatz zu vorgeführten dicken Aepfeln und Birnen durften wir ihn sogar behalten. Einer unserer Redaktionskollegen hat ihn mit nach Hause genommen und seine Frau hat ihn gleich in Reibekuchen übersetzt — fünf Stück mittlerer Güte hat es gegeben — also immerhin schon eine ansehnliche Leistung für einen einzelnen Kartoffel.

So wie dieser einstweilen dickste Kartoffel aus Büttgen stammt, so sollen auch die schönsten Frauen nicht weit von Neuß beheimatet sein, wie kürzlich in der „Mitropa-Zeitung" festgestellt wurde. Da heißt es an einer Stelle u. a.: „Weilen Sie in Krefeld, der Stadt der Seide und der schönsten Frauen Deutschlands!" So, nun wissen wir also, wohin wir uns zu wenden haben, wenigstens soweit es die unbeweibten Zeitgenossen angeht. Schau, schau, also Krefeld! Wir sehen die Neußer, die Düsseldorfer und die Kölner Mädchen und Frauen erblassen, und wir sehen holdes Erröten auf den Wangen der Krefelderinnen, die auf einmal einen herauf gekommen sind, ob soviel Lobes. Wir sehen die Scharen der jungen Männer sich nach Krefeld ergießen und wir sehen die Krefelder Stadtverwaltung vor die Notwendigkeit gestellt, die Ausfuhr an schönen Frauen zu kontingentieren, auf daß nicht die Stadt der Seide ihr zweites Prädikat als Stadt der schönsten Frauen eines Tages eingebüßt habe. Wir Neußer aber sonnen uns auch in dem Ruhm unserer Nachbarstadt und machen ausnahmsweise aus diesem Grunde das Zugeständnis, daß Neuß bei Krefeld liegt.

Uebrigens gibt es auch in Italien ein Dorf, von dem behauptet wird, dort sollen die schönsten Mädchen wohnen. Es liegt in der Campagna und heißt Antisoli-Corrado. Man schwärmt in ganz Italien von den großen mandelförmigen Augen der Mädchen, von ihren schlanken Gliedern, von dem herrlichen Oval des Kopfes, von ihren zarten Händen usw. Es sollen im 11. Jahrhundert einmal sarazenische Seeräuber einen Ueberfall auf dieses Dorf gemacht haben und ein Teil dieser Seeräuber soll sich dort niedergelassen haben. Aus dieser italienisch-arabischen Blutmischung erkläre sich der Schönheitstypus der Frauen von Antisoli. Mitglieder des ältesten italienischen Adels, hohe Beamte und Künstler haben sich von dort die Frauen ihres Herzens geholt, und so wird dieses Dorf auch zugleich als das Dorf der romantischen Ehen bezeichnet.

Lassen wir den Italienern ihr Antisoli-Corrado, wir Deutschen haben dafür Krefeld. Und schließlich soll es auch Männer geben, die nicht nur Wert auf das schönste Gesicht legen sondern noch mehr Wert darauf legen, eine gute Lebensgefährtin und tüchtige Hausfrau an den Altar zu führen.

Wenn wir nun von den fettesten Enten sprechen, so hat das ebensowenig mit dicken Kartoffeln wie mit schönen Frauen zu tun, und wir sind natürlich bombenfest davon überzeugt, daß die Mitropa uns in Bezug auf die Krefelderinnen keine Ente der Art aufgetischt hat, von der jetzt die Rede sein soll. Es handelt sich um die Zeitungsente, jenes Geflügeltiers, das besonders in der heißesten Zeit des Jahres in den Spalten der Zeitungen mitunter aufzutreten pflegt, einmal in Gestalt einer Seeschlange, dann als Tatzelwurm oder in anderen mehr oder weniger harmlosen Formen. Um einen Ueberblick über derartige in der Welt auftauchende Zeitungsenten zu bekommen, ist in New Yersey ein bisher wohl einzig dastehendes Zeitungsarchiv gegründet worden. Dieses Archiv nämlich sammelt Zeitungsausschnitte aus aller Welt, die sehr sonderbare und unwahrscheinliche Meldungen enthalten.

Es wird also hier das gesammelt, was man als eine Ente bezeichnet. Und je fetter eine solche Ente ist, um so mehr Aussicht hat sie, in die monatliche Revue des Instituts aufgenommen zu werden. Alle vier Wochen nämlich erscheint hier ein Auszug der besten Enten, die dem Publikum mit dem besonderen Bemerken dargeboten werden, daß sie nicht wahr sind. Und wie jede Lüge, so haben auch diese Enten immer den Schein des Ernsthaften an sich, und wenn sie auch von noch so unwahrscheinlichen Dingen berichten. Wie verlautet, soll sich das Archiv keineswegs über irgendwelchen Materialmangel zu beklagen haben, im Gegenteil, die Mappen und Regale füllen sich von Tag zu Tag. Die Veröffentlichungen der Monatsrevuen haben einen ganz bestimmten Zweck. Sie erziehen das zeitungslesende Publikum dazu, allzutollen Nachrichten kritisch gegenüberzustehen.

* * *

Die alte Mär

Wir haben hier schon mehr als fünf Male darüber Klage geführt, daß Neuß beim Fernsprechverkehr seit der Zeit, da es kein eigenes Fernamt mehr hat, schlecht abschneidet; dieser Tage habe ich wieder einmal Gelegenheit gehabt, zu hören, daß ein von mir angemeldetes Ferngespräch dem Teilnehmer am anderen Ende der Strippe mit der Bemerkung angesagt wurde: „Sie werden von Düsseldorf gewünscht!" und dabei das vorgeschriebene Aergernis zu nehmen: Der Laie im Telefonieren muß wissen, daß sich die Neußer Ferngespräche über das Fernamt Düsseldorf bewegen müssen, und daß das Düsseldorfer Fräulein vom Amt unsere diesbezüglichen Wünsche weiter zu vermitteln hat; vor einiger Zeit haben wir hier schon einmal auseinanderposamentiert, warum Neuß Wert darauf legen muß, daß seine Gespräche richtig angemeldet werden, und zwar so: „Sie werden von Neuß gewünscht!"

Das ist nicht etwa übertriebener Lokalstolz oder ein seit je besonders gepflegter Widerstand gegen Düsseldorf in bezug auf das Schlechtbehandeltwerden, das ist in den meisten Fällen eine wirtschaftliche Notwendigkeit; wenn nämlich bei den auswärtigen Kunden oder Geschäften der (oft tägliche) Anruf kommt „Sie werden von Neuß gewünscht, dann hat das seine Folgen insofern, als der „zuständige" oder „betreffende" Herr oder die regelmäßig mit Neuß sprechende Stelle sofort eingeschaltet und verbunden wird, ehe das Gespräch erst zu laufen angefangen hat; und da im Fernverkehr die Telefonminuten kostbar sind, so hat es also seinen Grund, wenn die Neußer Wirtschaft den Wunsch wiederholt, daß ihre Gespräche richtig angesagt werden. Daß bei diesem Wunsch auch der Lokalpatriotismus eine Rolle spielt und spielen darf, daß ist keine Schande; schließlich haben wir ja, indem wir aus anerkannten und unbestrittenen Praktischkeits-Gründen unser eigenes Neußer Fernamt aufgeben mußten, nicht das Recht auf Existenz, im Fernverkehr der Reichspost verloren. Vielleicht sind diese Irrtümer der Fehlansage aber auch eine große Seltenheit geworden, so daß der Chronist eigentlich keinen Grund hat, darüber zu „meckern", da es ihm aber selbst passiert ist, so möchte er auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege die sonst so heiß geliebte Reichspost bitten, die Sache im Sinne der Neußer zu regeln.

* * *

Die Post als Menschenkenner

Nun trägt sich die englische Postverwaltung mit einem Plan, der zunächst sehr hübsch und nett ist, aber bei näherer Betrachtung doch zu einigen Einwänden Veranlassung gibt. Also der Plan der englischen Postverwaltung kurz und bündig; sie will die öffentlichen Telephonzellen etwas gemütlicher und bequemer gestalten. Unter allen Umständen soll ein Spiegel in den Fernsprechzellen angebracht werden. Soll man sich etwa während des Sprechens selbst beobachten können? Nein, aber für die Damen und eitlen Herren ist der Spiegel gedacht. Engländer sind immer vernünftig, und so protestieren sie denn auch lebhaft gegen diese Pläne der Postverwaltung. In den Tageszeitungen konnte man jeden Tag mehr oder weniger lebhafte Briefe in den dafür bestimmten Spalten lesen, die gegen die Anbringung von Spiegeln in den Telephonzellen wüteten. Wenn — so argumentierte man sehr richtig — Spiegel angebracht werden, dann verlängert sich der Aufenthalt in der Telephonzelle ganz gewaltig, und die Wartenden müssen mit ansehen, wie in der Zelle die Dame erst mal nach beendetem Gespräch sich wieder zurechtmacht mit Lippenstift und allen anderen Requisiten.

Da konnte man sogar ein Protestschreiben lesen, in dem genau ausgerechnet war, daß jeder Aufenthalt in der Fernsprechzelle sich um 12 Minuten verlängert durch — den Spiegel. Der Schreiber jener Zeilen hat ausgerechnet, daß davon 4 Minuten der Betrachtung im Spiegel gewidmet sind, die übrige Zeit ist ausgefüllt mit Wiederherstellung der Schönheit. Die Postverwaltung mußte nun Stellung nehmen zu der großen Zahl der Proteste. Sie erklärte also; der Spiegel darf zur Verschönerung nur 2 Sekunden in Anspruch genommen werden. Ja, das wäre die Vorschrift. Aber wer würde sich darum kümmern?

Da aber die Sorgen der englischen Post nicht die unsrigen sind, so können wir den Ausgang dieser Staatsaffäre mit Ruhe abwarten; sollte deutsche Post auch solche Absichten in bezug auf den „Dienst am Kunden" haben, so werden wir uns jedenfalls hüten, dagegen zu protestieren.

* * *

Zwangsbrause in die Badewanne

Eine urkomische Eheszene kam dieser Tage bei einem Ehescheidungsprozeß vor dem Wiener Zivillandesgericht zur Sprache. Eine würdige Gattin hatte auf Trennung von ihrem Mann geklagt, da sie mit ihm unter keinen Umständen länger zusammenleben könne. Er ist schwerer Alkoholiker und vertrinkt nicht nur regelmäßig seine gesamten Einnahmen, sondern beschimpft und mißhandelt obendrein auch noch im trunkenen Zustand seine Frau. Das Schlimmste aber, so wurde in der Klageschrift ausgeführt, sei die kaum vorstellbare Wasserscheu des Mannes, der sich niemals ordentlich wasche und überhaupt nicht dazu zu bewegen sei, ein Bad zu nehmen. Er sei also ein äußerst unappetitlicher Mensch und so müßte es der Gattin schon verziehen werden, wenn sie einmal ein Attentat auf ihren schmutzstarrenden Ehemann unternehmen ließ.

Dieses Attentat ging in folgender Weise vor sich. Auf dem Plan erschienen eines Tages die drei handfesten Brüder der Klägerin und forderten den Schwager höflich aber energisch auf, er möge auf der Stelle ein Bad nehmen. Der Wasserscheue, der gerade wieder einmal leicht angesäuselt war, lehnte das Ansinnen ebenso energisch ab.

„Nun, dann müssen wir dich eben mit Gewalt zur Reinlichkeit zwingen!" riefen die drei Brüder, zogen ihre Jacken aus, krempelten die Aermel hoch und stürzten sich auf den ohnehin schon vom Alkohol Taumelnden. Ein kurzes Handgemenge und schon konnte der Fleischhauer in das Badezimmer getragen werden, wo Frau Minna inzwischen schon das Bad bereitet hatte. Der Trunkenbold wimmerte vor Angst und flehte um Gnade, als man ihn entkleidete. Schließlich aber ergab er sich widerstandslos in sein Schicksal. Als er aber ins Wasser gesetzt wurde, machte ihn der Schreck nüchtern. Er sprang mit einem gewaltigen Satz aus der Badewanne und flüchtete, ehe ihn die „Attentäter" daran hindern konnten, aus dem Badezimmer.

Der Richter konnte sich nur mit Mühe eines Lächelns erwehren, als Frau Minna den Tatbestand vortrug. Er erkannte an, daß die Wasserscheu und Trunksucht des Beklagten so groß sei, daß sie einer Ehefrau nicht zugemutet werden könne und gab der Klage statt.

* * *

„Spare in der Zeit!"

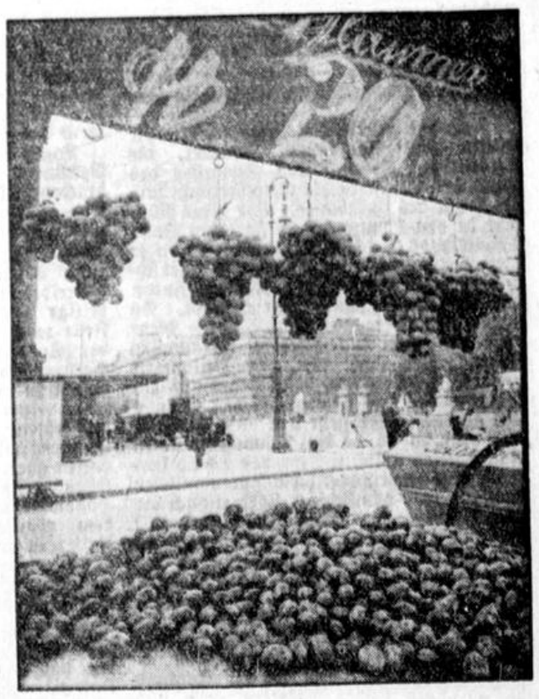
Mit einer trotz aller Kompliziertheit und Eigenartigkeit zeitgemäßen und praktischen Erfindung wartet Amerika auf: ein junger Elektrotechniker in Boston hat die sprechende Heimsparkasse erfunden. Dieser Apparat kann mit Humor, aber auch mit dem nötigen Ernst den säumigen Sparer auffordern, seine Pflicht zu erfüllen, ja, er zwingt ihn schließlich dazu. Die Sparkasse ist nämlich so eingerichtet, daß sie jeden Tag eine bestimmte Summe in Empfang zu nehmen bereit ist. Bleibt der Betrag aus, dann ertönt nach 24 Stunden eine sanfte Ermahnung aus der Sparkasse: „Spare in der Zeit, so hast in der Not!" Reagiert der Sparer darauf nicht, dann kommt ihm der Mechanismus mit einem schon deutlicher werdenden Zitat aus Shakespeare, um darauf ganz energisch zu werden und alle fünf Minuten seine Stimme zu erheben: „Bitter noch bereut, wer gute Tat gescheut!" Hat für diese Warnung der Sparer auch noch taube Ohren, dann muß er es bitter mit einem unablässigen Gebimmel büßen, das der Apparat fortan von sich gibt, und das erst dann wieder abgestellt werden kann, wenn der Obolus entrichtet wird. Da kein Sparer diesen Lärm aushalten kann, wird er nun schleunigst in die Tasche greifen und seinen letzten Groschen herausholen. Hier hat eine Maschine Leben bekommen, so gar moralischen Einfluß auf die Menschen.

Die Frage ist nur, was geschehen soll, wenn die moralisch zu Bessernden schon so sehr gesunken sind, daß es ihnen einfällt, das unablässige Gebimmel des Spargewissens dadurch zu ersticken, daß sie die ganze Kasse an die Wand schleudern, was auch das beste Gewissen nicht vertragen sollte. Vielleicht kommt auch einer, dem das Sparen nicht liegt, auf die Idee, sich gar keine sprechende Heimsparkasse zuzulegen. Und das wäre natürlich fatal!

Kemal Atatürks Uhr

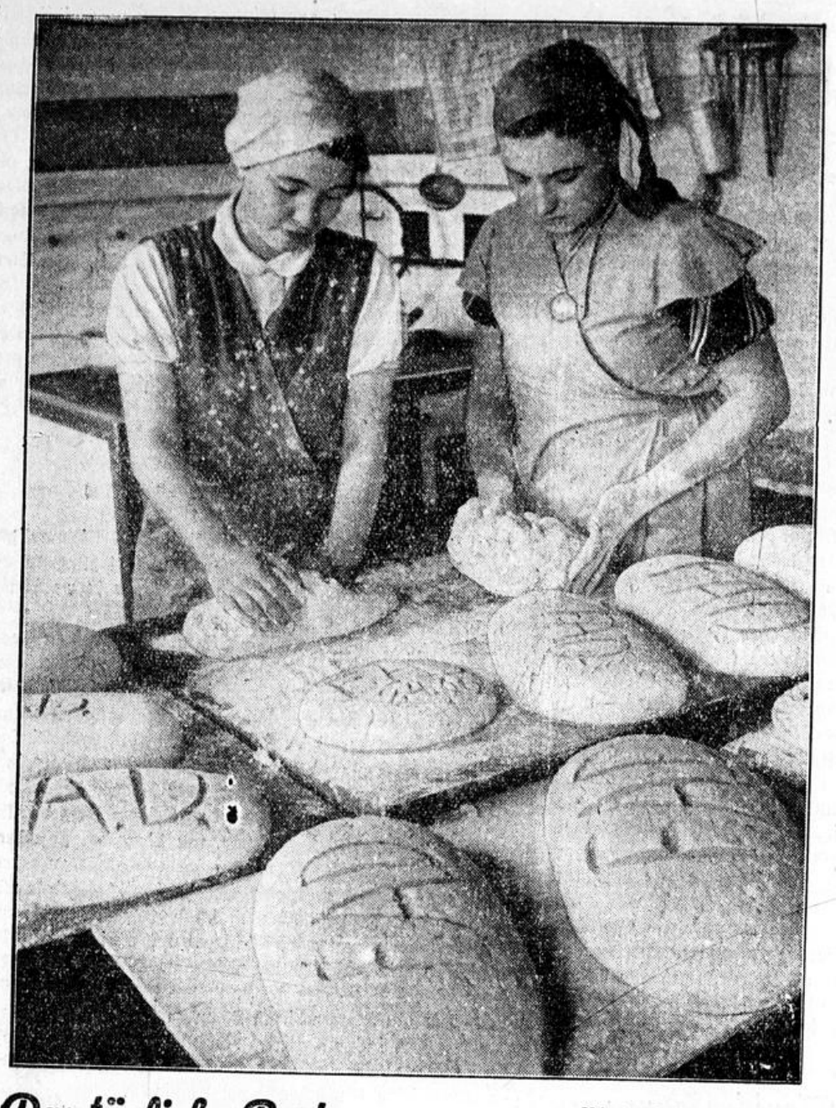
Die türkische „Gesellschaft für geschichtliche Studien", sammelt die Zeugnisse der neuesten Geschichte der Türkei. Gegenwärtig ist sie auf der Suche nach der Uhr, die Kemal Atatürk — damals Mustapha Kemal Pascha — bei den Kämpfen um die Dardanellen während des Weltkrieges getragen hatte. Eine Kugel prallte an der in einer Tasche seines Waffenrockes steckenden Uhr ab. Später erhielt der Marschall Liman von Sanders diese Uhr zum Andenken geschenkt.

Die Witwe des deutschen Feldherrn hat versichert, daß die Uhr in Verlust geraten ist. Die türkische Gesellschaft für geschichtliche Studien hat auf die Herbeischaffung der verlorenen Uhr eine ansehnliche Belohnung ausgesetzt.



Weltbild (M).

Trauben- und Pflaumenzeit



Das tägliche Brot Photo: Scherl — M.

Er nahm das Brot...

Immer war das tägliche Brot heilig

Ein Stück Brot liegt am Wege. Menschen kommen und gehen vorüber, eilend, achtlos, sie sehen das Brot meist nicht, andere, die es sehen, machen einen Bogen darum. Da kommt einer des Weges, sieht das Stück Brot liegen, bückt sich, hebt es auf und legt es auf einen Mauervorsprung, damit es nicht zertreten werde. Vielleicht, so denkt er, kann sich ein hungriges Vögelchen noch daran laben.

Ob sich dieser Mensch dessen bewußt war, daß eine uralte, in seinem Unterbewußtsein schlummernde Achtung vor der Heiligkeit des Brotes ihn zwang, das Brot aufzuheben? In der Tat, das Brot und alles, was mit seiner Herstellung zusammenhing, ist nicht allein unseren Vorfahren einmal heilig gewesen.

Als aus den nomadisierenden Völkern seßhafte Ackerbauer geworden waren, die „ihrer Hände Saat dem dunklen Schoß der heil'gen Erde vertrauten", war gleichzeitig damit der Gedanke an das Göttliche im Brote geboren. Das Wunder der Ernährung wurde den Alten kund: Brot verwandelte sich ir Leib, Seele und Geist. Das Wachsen und Werden des Getreides war abhängig von der Gnade der Götter, deren Segen man bis in die heutige Zeit erflehte.

Nach der griechischen Sage schenkte die Göttin des Ackerbaues, Demeter, die Tochter des Kronos und Schwester des Zeus, den Menschen die Getreidefrucht und die Kunst des Feldbaues. Vor ihrer Rückkehr in den Olymp schickte sie ihren Sohn Triptolemos in die Welt hinaus, damit er ihre Segnungen zum Wohle der Menschheit verbreitete. Bei den Römern finden wir das Wort „panis" gleich Brot. Es deutet darauf hin, daß Gott Pan die Menschen das Brot backen lehrte. Zarathustra lehrte: „Wer Korn sät, säet Heiligkeit."

Eine hervorragend hohe Bedeutung hat die Wartung des Brotes bei den Germanen gehabt. Dies geht klar und eindeutig aus dem im Lande der stammverwandten Angelsachsen üblichen Titel des Lord hervor. Im alten angelsächsisch-germanischen England war nämlich der Lord einfach der Mann, dem die Beschaffung und die Wartung des Brotes anvertraut war, der dafür zu sorgen hatte, daß das Feld gut bestellt, das heilige Brot gebacken und richtig verteilt wurde. Der Mann war der Brotwart, angelsächsisch hlafword.

Ihm zur Seite stand als helfende Volksgenossin die Brotkneterin, angelsächsisch hlaefdige. Das heutige England hat aus den beiden Wörtern Lord und Lady gebildet. Lord ist neben der Anrede für Gott — z. B. im Unservater = The Lord's Prayer und im Abendmahl = The Lord's Supper — ein Titel für hochstehende Persönlichkeiten; Lady war früher, neben der Anrede für die Mutter Gottes — Our Lady, ein Ehrentitel für die Königinnen Englands.

Mit der fortschreitenden Entwicklung der Kulturen, dem zunehmenden Handels- und Tauschverkehr, der zunehmenden Entwicklung der Schiffahrt, verlor der Begriff Brot immer mehr von seiner ursprünglichen Heiligkeit. Getreide wurde zur Handelsware. In hohem Maße geschah dies bereits im alten Ägypten. Wir wissen hier von hohen Zinsen, zwangsmäßiger Enteignung von Grund und Boden, ja, von persönlicher Knechtschaft, alles in Verbindung mit dem bereits entheiligten Brote. Es ist sehr wohl möglich, daß ähnliche Verhältnisse auch bei anderen damaligen Völkern bestanden haben. Es ist sogar sehr leicht möglich, sich den Untergang mancher hohen Kulturvölker der Vorzeit aus der Mißwirtschaft mit Dingen, die zur Erhaltung der Kraft des Volkes, zu seines Leibes Nahrung und Notdurft gehörten, zu erklären. Die breite Masse mußte unter solchen Verhältnissen verelenden, die rein militärische Macht überwiegender Söldnerscharen allein war gegenüber anstürmenden, frischen, unverbrauchten Volksheeren meist von fraglichem Wert.

Lagen die Dinge nicht ähnlich, als die Germanen Roms stolze Weltmacht zerbrachen? Durch militärische Erfolge durch Jahrhunderte hindurch groß geworden, war und blieb Rom bzw. Italien arm an Bodenerzeugnissen, und in seiner Ernährung abhängig von seinen fruchtbaren, Getreidebau pflegenden Kolonien. Uralte, heilige Kulte gerieten in Vergessenheit, Feste zu Ehren der Götter und Göttinnen der Saat und des Feldbaues, wie die Saturnalien und Lupercalien in Rom waren zu rauschenden, berauschten Festlichkeiten einer sinnesfrohen, genußsüchtigen, verderbten international in Rom zusammengemischten Welt geworden und hatten aber auch alles von ihrer ursprünglichen religiösen Weihe verloren. Das Handwerk mit dem goldenen Boden war dem römischen Bürger in der letzten Kaiserzeit fremd geworden, das war eine Angelegenheit der Sklaven. Panem et circenses, Brot und Spiele, war Devise und Schlachtruf der unterdrückten Masse.

Christus erst machte das Brot wieder zum Mittelpunkte kultischen Geschehens in dem von ihm eingesetzten Abendmahl. Im Unservater hat er die Heiligkeit des Brotes besonders betont. In der ursprünglichen Fassung des griechischen Wortlautes heißt es: „Gib uns heute unser tägliches Brot für morgen." Damit sollte gesagt werden: „Lege, Herr, Segen auf unsere heutige Arbeit, damit wir Erfolg haben und in die Lage versetzt werden, das Brot uns zu beschaffen, das wir morgen brauchen, um keine Not zu leiden."

Es ist ein langer Weg von dem alten römischen panis et circenses, mit dem das alte Rom unterging, bis zu der zielstrebigen, zu einer neuen, zeitgemäßen Vierten Bitte gewordenen Forderung unserer, zu neuem Leben erstandenen deutschen Nation, die „Brot und Arbeit" heißt.

Hans Heil.

Das Brot hat Gott gegeben

Von **Eva Schwandt**

Kinder behandeln das Brot wie einen Schatz, wie ein Heiligtum. An meinen dreien, die alle im besten Rüpelalter dahinleben und zerstören, was zu zerstören ist und lohnt, sehe ich es immer wieder: Das Brot, ganz gleich in welcher Gestalt, ist tabu, darf nicht angerührt werden, steht unter einem unsichtbaren Schutz.

Diese glimpfliche Behandlung des Brotes ist ihnen nicht anerzogen, denn ich wüßte nicht, daß ich es notwendig gehabt hätte, ihnen Achtung vor dem Brote zu lehren. Das steckte von Anbeginn an drin. Neulich wollte ich der Sache auf den Grund gehen, fragte vorsichtig, weshalb alles andere, nur nicht das Brot, verkomme. Da bekam ich — bringe ich die Antworten von drei Kindern zwischen sechs und zehn Jahren auf einen Nenner — zu hören: das Brot hat uns Gott gegeben, das Brot müssen wir heilig halten. Sie können sich unter dem Wort „heilig" nichts Bestimmtes vorstellen; es verbindet sich aber für die Kinder damit ein Begriff: „heilig" heißt für sie unantastbar. Das Brot, ihnen von Gott gegeben, ist unantastbar, muß entweder aufgegessen oder sorgfältig gehütet werden.

Die Stellung des Menschen zum Brote kommt nirgends besser zum Ausdruck als im Verhalten der Kinder. Brot ist nicht Nahrung schlechthin, das sind Kartoffeln, ist Gemüse, ist Brei und Obst auch. Brot ist sogar oft eine unsympathische und abstoßende Nahrung, vor allem wenn es nüchtern oder nur mit Butter gereicht wird; und doch die Achtung vor dem Brot, die Sorgfalt und Zartheit, mit dem jedes Stückchen Brot von Kinderhänden gesammelt und geborgen wird. Das Brot ist uns von Gott gegeben. Dieses Gesetz steckt schon in den unkomplizierten und durchaus nicht immer gottgefälligen Wesen. Fast nichts anderes ist ihnen so einprägsam zum Geschenk Gottes geworden, wie das Brot, gebacken aus den Körnern vom Felde.

Im Unterbewußtsein des Kindes schlummert diese Achtung vor dem Brot; und wir können sehen, wie sie das Leben des Menschen beherrscht. Wie viele Speisereste verkommen durch Unachtsamkeit, Bequemlichkeit und Faulheit, wie selten befinden sich unter diesen Resten Brotstücke. Immer wieder kann man den jungen Burschen beobachten, der den Rest seines Frühstücksbrotes sorgsam einwickelt, um ihn mit nach Hause zu nehmen, derselbe Bursche, der den Kartoffelrest ohne Gewissensbisse verkommen lassen kann. Wie sorgsam und bedächtig sitzt der Alte nach dem genossenen Mahle und birgt die übriggebliebene Rinde, die er nicht genießen kann und die treue Alte ebenfalls nimmer, die er aber irgendeinem Liebling unter seinen vierbeinigen Genossen zugedacht hat.

Wie oft hat es mir mein Mann erzählt und wieviel Bekannte haben es mir bestätigt, daß die Soldaten im Felde, die nicht selten den Inhalt oder die Reste ihres Kochgeschirres unachtsam oder gezwungenermaßen verstreuten, die Brotreste sorgsam hüteten und mit sich trugen. Nicht, weil sie Mangel an Brot hatten, sondern weil ein Instinkt sie dazu trieb, das Brot zu hüten, jedes Stückchen vor dem Verkommen zu schützen. An diesen Beispielen, die noch vermehrt und durch Ausnahmen nicht abgetan werden können, zeigt sich, daß das Brot und von allen Nahrungsmitteln nur das Brot dem Menschen mehr bedeutet als Nahrung. Brot ist, selbst wenn er damit keinen konkreten Begriff verbindet, eine Gottesgabe, ein heiliges Geschenk, das wie jedes Geschenk geachtet, wie jedes Heiligtum gehütet werden muß.

Vorgarten — Ziergarten

Schafft Hchönheit im Stadtbild!

Von Oberbaurat L. Damm.

Der Ziergarten, wie wir ihn heute in den Städten kennen, ist noch gar nicht so alt. Innerhalb der Stadttore kannte man ihn früher kaum, weil sich dort alles auf engen Raume zusammendrängte, denn die Stadtmauer war ein enganliegender Schutzpanzer. Der Bauerngarten auf dem Lande aber hatte ganz andere Voraussetzungen und war in den deutschen Gauen ganz verschieden geartet, wie auch Haus, Hof und deren Gruppierung.

Der Vorgarten als städtebaulicher Begriff, so wie er uns heute vertraut ist, vor Villen, Miethäusern und der kleinen Siedlung, hatte drei Voraussetzungen für seine Entstehung. Zum ersten sollte er für Straßen deren künftige Entwicklung als Verkehrszug man noch nicht übersehen konnte, die Möglichkeit einer späteren Verbreiterung offen lassen. Zum andern sollte er dort, wo diese Notwendigkeit nicht zu erwarten war, immerhin einen bestimmten volksgesundheitlich notwendigen Abstand der Wohnhäuser voneinander gewährleisten, ohne daß die Straße in dieser vollen Breite über das Verkehrsbedürfnis hinaus befestigt zu werden brauchte. Solche Vorgärten wurden dann zweckmäßig an der sonnigen Seite vorgesehen oder bei größerer Höhe der Häuser auf beiden Seiten der Fahrbahn. Schließlich soll der Vorgarten in der offenen Landhaus- und Siedlungsbebauung das Gartengrün um das ganze Haus und in die Straße hinein fortpflanzen. In allen Fällen aber hat das Gesetz bei seiner Einführung gefordert, daß er als Ziergarten ausgebildet werden muß. Er ist in jeder Hinsicht eine Einrichtung und Forderung des Gemeinwohles.

Sehen wir uns einmal daraufhin an, was der einzelne aus dieser gutgemeinten Einrichtung gemacht hat oder zu machen im Begriff steht! Schon lange bevor das Auto allgemeines Verkehrsmittel wurde, kam der Pochkies, der vornehme Silberkies in den preußischen Landesfarben Weiß und Schwarz. In stolzer Pracht sieht man ihn heute noch gelegentlich einen breiten Weg durch Vorgarten ziehen, so daß nur ein paar schmale Rabatten bleiben; ja man legte schmale Vorgärten ganz damit aus; dann hatte man keine Sorge mit den lästigen, ewig neu zu pflanzenden Blumen! Ein Fehler war allerdings, daß viele solcher Vorgärten zu schmal, daß manchmal nur ein bis zwei Meter, später dann wohl drei bis fünf Meter vorgesehen wurden. Die Erfahrung hat gelehrt, daß ein schöner, gut wirkender Vorgarten mindestens sechs bis zehn Meter breit sein muß. Doch weiter: Dann kam das Auto. Zunächst als Attribut der Villa. Dort ließ sich leicht eine Garage im Bauwich zwischen dem eigenen und dem Nachbarhause anlegen. Bei uns stellte man dann breite Zugangsbahnen aus Zementbeton wie Kegelbahnen her, bis man vom Amerikaner und Engländer lernte, das Gartengrün besser zu erhalten und nur Radspuren aus Steinfliesen als Zufahrt auszulegen. Mit dem Auto im Mietshaus kam dann die Durchschneidung und oft schachtartige Vertiefung des Grünstreifens, der sich Vorgarten nennt. Um Garagenmiete zu sparen, baute man die steilsten Einfahrtschächte in rohen und lieblosen Böschungsmauern, fast wie Faßeinlaßschächte vor Bierlokalen. Nur mit Vollgas konnten diese Schächte verlassen werden und bildeten darum eine Gefahr für den Straßenpassanten. Ein Gefälle mehr als 1:5 ist verderblich und darum verboten. Nur selten wird bedacht, daß auch diese tiefen Zufahrten durch schräge Böschungen aus Gartengrün und Blumen freundlich gestaltet werden können.

Und im übrigen? Wie oft sieht man gerade bei sogenannten vornehmen Häusern die Müll- und Abfalltonnen im Vorgarten untergebracht, weil man „das" nicht gern durchs Haus tragen läßt. Die Allgemeinheit kann sich getrost darauf erfreuen!

Wehe dem Vorgarten, wenn ein Laden, in der Nähe ist! Da sieht man Bücklinge fliegenumschwirrtes Obst, vertrocknendes Gemüse, Filmatrappen, Fußeinlegesohlen im Vorgarten. Er ist ausbetoniert oder mit geschmacklosen Korridorfliesen belegt, die mitunter sogar Holzparkettmuster im Stein gepreßt enthalten.

Schließlich die Einfriedigungen selbst: Was läßt man, während sich der Staat seit zwei Jahren um Arbeitsbeschaffung müht, noch an verfaulten Holzzäunen herumstehen. Von zerfrorenen Pfeilern fällt der Putz in großen und kleinen Fetzen. Der Rost läuft in gelb-braunen Bahnen am Sockel hernieder, der von einzementierten und verrosteten Halteeisen geplatzt ist. Man flickt ihn immer wieder, statt ihn einmal ordentlich zu verbleien. — Wie war's doch? Vorgärten sollen Ziergärten zur Freude der Allgemeinheit sein. Möchten wir uns darauf besinnen und einmal gründlich für Ordnung sorgen! Hier ist noch ein gut Stück Arbeit zu schaffen.

MODE UND HEIM

Kann man „ihn" erziehen?

Drei Frauen äußern sich zu dieser Frage

„Erziehen! Das ist schon so ein schreckliches Wort, das nach einer besenschwingenden und ewig streitenden Xantippe klingt! ‚Erziehen', glaube ich, läßt sich ein Mann nicht, schon weil er in berechtigter Abneigung gegen die sogenannte Pädagogik seiner lieben Frau sich auflehnt. Schließlich will und soll er der Herr im Hause sein, und die erzieherischen Bestrebungen der Frau stehen dem sehr entgegen. Und ist es wirklich so wichtig, daß er keine Asche im Zimmer herumstreut? Ist seine Bequemlichkeit und gute Laune daheim nicht wichtiger als das bißchen Staub im Zimmer, über den die liebe Freundin, die zum Kaffee kommt, hinterrücks die Nase rümpft? Was wissen wir denn, wieviel häßliche kleine Angewohnheiten wir haben, die er stillschweigend zur Kenntnis nimmt — oder vor ihnen davonläuft? Nein, herumerziehen soll man gewiß nicht an einem Mann. Es ist sogar nicht ganz ungefährlich, mit vermeintlicher großer Liebe und Güte immer wieder auf irgendwelche Kleinigkeiten hinzuweisen. Aber beeinflussen kann man einen Mann, auch den härtesten. Beeinflussen und überzeugen direkt oder indirekt — die Mittel und Wege dazu wird jede kluge Frau bei ihrem teuren Tyrannen am besten kennen!"

„Nein, ein Mann ist nicht zu erziehen! Mag man ihn — vor allem in den ersten Ehejahren — durch Liebe und Geduld auf mancherlei aufmerksam machen und von ihm auch ehrliches, wenn auch nur gelegentliches Bemühen auf diesem Gebiet, Bemühen zur Besserung spüren. Das ändert aber nichts Grundsätzliches. Im Grunde bleiben eben die alten Fehler bestehen, und auch die klügste Frau wird auf Zeit und Dauer hinaus einen fanatischen Ordnungsfeind nicht zur Ordnungsliebe bekehren. Aber ist das so schlimm? Ist das ein Grund, unglücklich zu sein? Ist es nicht viel klüger, die lieben Männer so zu nehmen, wie sie sind und von Herzen zu lieben, mitsamt ihren Fehlern? Wir Frauen sind schließlich die mit mehr Anpassungsfähigkeit Begabten. Wir haben die ungeheuere Möglichkeit in der Hand, eine Ehe glücklich zu machen und zu erhalten — trotz ‚seiner' Fehler!"

„Natürlich kann und soll man ‚ihn' erziehen! Wo kämen wir armen Frauen denn hin, wenn wir in magdlicher Liebe all die kleinen und großen Schwächen respektieren und nachsehen wollten. Sie würden schön ins Kraut schießen und schließlich einen Ehedrachen heranzüchten, der sich und anderen lästig ist. Vor allen Dingen ist aber das Beispiel, das schlechte Beispiel für die Kinder zu bedenken. Schließlich sollen die Kinder zu ihrem Vater verehrungsvoll aufblicken können, nicht heimlich über seine Fehler lachen. Daß die Erziehung von seiten der Frau sehr liebevoll, sehr unmerklich und vor allen Dingen niemals vor Dritten ausgeübt werden muß, das versteht sich wohl von selbst!"

Allerhand mit frischen Kräutern

Empfehlenswerte Rezepte.

Ochsenfleisch in Kräutern. Man nimmt am besten dazu Ochsenfleisch, und zwar rechnet man ein Pfund auf drei Personen. In Fett läßt man eine geschnittene Zwiebel schön braun werden und röstet dann das in kleine Würfel geschnittene Fleisch darin. Ist alles gut angebräunt, so kommt so viel Wasser dazu, daß das Fleisch bedeckt ist. So läßt man das Gericht eine Stunde auf mäßigem Feuer gardünsten, richtet inzwischen soviel als möglich verschiedene Kräuter feingewiegt her — Dill, Schnittlauch und Petersilie oder Kerbel, Petersilie und Schnittlauch sind sehr köstlich zusammen —, macht eine leichte Mehlschwitze mit Fett und einem Löffel Mehl, löscht mit der Fleischbrühe und übergießt damit das Gericht, indem man die Kräuter hinzufügt.

Kräuteromelett. Als Kräuter bevorzugt man Kerbel, Schnittlauch, Petersilie und ein wenig Estragon. Die feingewiegten Kräuter werden mit den Eiern verquirlt und mit sehr wenig oder ohne Mehl auf heißer Pfanne gebacken. Doch sind auch ungesüßte Eierkuchen, deren Teig mit Kräutern vermengt ist oder die mit einer Kräuterbutter bestrichen sind, sehr schmackhaft.

Kleines Küchenlexikon

Dämpfen ist zum Unterschied von Kochen der Vorgang, ein Gericht Fleisch, Obst oder Gemüse im geschlossenen Topf mit Butter, nicht mit Wasser oder doch nur mit sehr wenig Wasser,, gar werden zu lassen. Das gleiche gilt vom Dünsten.

Frikandeau ist die Kalbsnuß oder Kalbsschale.

Frischling ist ein junges Wildschwein, das annähernd 50 Pfund wiegt.

Fridallen ist der Wiener Küchenausdruck für Eierkuchen.

Fumet ist die Bezeichnung für den herben Wildgeruch, den Reh, Rebhuhn, Hase, Hirsch usw. besitzen.

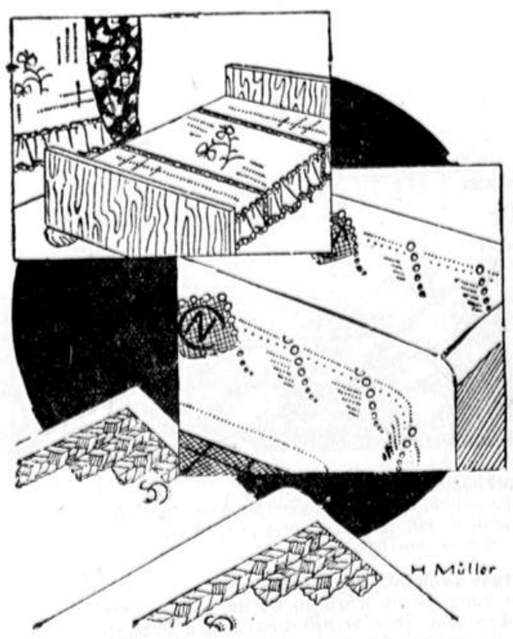
Glasieren heißt, eine Speise oder einen Kuchen mit Zuckerguß überziehen.

Grill ist ein Bratrost mit untergestellter Saftpfanne. Das Fleisch am Grill wird also am direkten Feuer gebraten und der abfließende Saft aufgefangen.

Wie härtet man das Kind ab?

In der Übergangszeit machen sich bei den Kleinen immer wieder ganz besonders die lästigen Erkältungserscheinungen bemerkbar, die die Ursache so vieler, ernsterer Krankheiten werden können. Abhärtung ist also selbst für das Kleinkind schon erforderlich, will man es gesundheitlich auf der Höhe erhalten. Ein einfaches, gutes Abhärtungsmittel: man reibt dem Kleinkind, bevor man es aus dem Bade hebt, das ganze Körperchen von oben bis unten, beim Hals beginnend, mit einem in kaltes Wasser getauchten Schwamm ab. Die Poren der Haut schließen sich, und der kleine Körper wird nicht verweichlicht, gewinnt vielmehr stets erstarkende Abwehrkräfte.

Das praktische Heim



Schöne handgearbeitete Bettwäsche

Für das Schlafzimmer und die Bettwäsche wird die Frau mit besonderer Freude arbeiten — schön gestickte Überschlaglaken, Zierdecken auf den Betten, Kissenbezüge, Garnituren, die mit den blütenweißen Vorhängen übereinstimmen, sind der Stolz jeder wahren Hausfrau. Wir arbeiten Handhohlsäume, echte und falsche, und verbinden sie mit Loch- und Plattstickerei zu wirkungsvollen Mustern. Auch kommt Filethäkelei immer mehr zu Ehren. Sie eignet sich besonders für Kissenecken und Einsätze. Viel Wert legt man auf schöne und reiche Monogrammstickerei Meist wird das Monogramm selbst zum reichen Ornament.

In der Übergangszeit ist in ganz besonders hohem Maße erlaubt, was gefällt. Es stellt sich heraus, daß die trügerischen, warmen Tage doch nicht mehr ganz die lichten Sommerkleider zulassen, man sehnt sich nach langen Ärmeln, scheut aber noch die warmen Mäntel. Sehr hübsch ist daher der karierte, leichte Taftmantel in sportlichem Karo, meist schwarz mit buntem Linienkaro, weiß, blau, rot oder grün, dreiviertellang und weit gehalten, mit breitem Wildledergürtel. Für den Abend wählt man ihn wohl am liebsten schwarz-weiß über dem schwarzen, längeren Kleid. Wer empfindliche Sachen tragen kann, nimmt ihn weiß-schwarz! Die hübschen Glanzseidenreste in hellen Pastellfarben verwandeln sich in weite Abendblusen mit reicher Zugarbeit, dreiviertellangem Ärmel und eng die Taille umschließendem Gürtel. Sehr kleidsam, sportlich und elegant ist das enganliegende Westenjäckchen aus gestreifter Seide oder gestreiftem Taft, das über jedem hellen Kostümrock mit passendem Schal getragen werden kann und wirkungsvoll durch ein kleines Barett ergänzt wird.

Launen der Mode

Seidenreste und ihre Verwendung



Milchreste im Fläschchen?

Daß größte Sauberkeit bei der Pflege des Säuglings erforderlich ist, wird leider gerade in bezug auf das Fläschchen nicht immer in ausreichendem Maße beachtet. Flaschen und Sauger müssen einen besonderen, staubfreien Aufbewahrungsort haben, daneben hängen die Flaschenbürste und ein Tuch, das nur zur Reinhaltung des Fläschchens dient. Das leergetrunkene Fläschchen, das nicht sofort heiß ausgespült wird, soll zumindest mit kaltem Wasser gefüllt aufgestellt werden, niemals darf die Milch darin antrocknen oder gar Milchreste darin stehenbleiben. Der Kinderkörper ist ganz besonders empfindlich gegen Krankheitskeime, die sich im Fläschchen rasch entwickeln.

Der Sauger wird sofort nach Gebrauch in ein Glas gelegt, das allmorgendlich mit abgekochtem Wasser frisch gefüllt wird. Die Flaschen werden mit der Bürste gereinigt und in einem Topf liegend, mit Wasser hoch bedeckt, einige Minuten ausgekocht. Sehr praktisch ist ein Wandbrett mit hochstehenden Holzstielen, auf die die leeren Flaschen gestülpt werden, so daß jede Feuchtigkeit hinausziehen kann.

Wer die Nahrung für das Kleinkind aus Gründen der Zeitersparnis für den ganzen Tag im voraus zubereiten muß — nur in der kühlen Jahreszeit! — der gibt sie in Flaschen, die mit festen Gummistopfen verschlossen werden. Vor Gebrauch wechselt man den Gummistopfen mit dem Sauger aus und erwärmt die Flasche im Wasserbad.

Allen Gesetzen der Hygiene widerspricht die Unsitte, der viele junge Mütter ahnungslos huldigen, die richtige Wärme des Fläschchens durch Ansaugen zu prüfen! Man drückt die Flasche ans Augenlid, um die Wärme festzustellen, man drückt ein paar Tropfen auf den Handrücken, um sich von dem Geschmack des Flascheninhalts zu überzeugen!

Milch muß rasch aufgekocht und dann im irdenen Topf — niemals im Kochtopf! — aufbewahrt werden. Butter darf nicht dem Licht ausgesetzt werden, da sie leichter ranzig wird. Und selbst Mehl, Grieß, Hülsenfrüchte und Teigwaren wird man zur Sommerzeit nicht in größeren Mengen liegen haben, sondern sich der kleinen Mühe unterziehen, das Notwendige von Fall zu Fall einzukaufen, um die Sommergefahren der Küche herabzumindern.

Lob des Essigs

als Haushaltshelfer

Der Wert des Essigs im Haushalt wird häufig noch unterschätzt. Zum Kochen, für Salatbereitung — gewiß, aber sonst?

In erster Linie hat Essig vorzügliche desinfizierende Wirkung. Wir benutzen ihn, um in Krankenzimmern die Böden und Schränke damit häufig zu wischen und damit Staub und Krankheitsträger zu vernichten. In der warmen Jahreszeit verwenden wir Essigwasser auch zum Nachwischen der Küche, zum Ausspülen des Kehrichteimers und werden stets seine keimtötende Eigenschaft bewundern. Hat sich irgendwo schlechte Luft, übler Geruch eingenistet, so gießen wir ein paar Tropfen Essig auf die glühende Kohlenschaufel und schwenken sie durch den Raum, der schon nach wenigen Minuten gereinigt ist. Vor allem aber bannt man den häßlichen Kohldunst, wenn man den Topfdeckel, in dem das Kohlgericht kocht, dicht mit einem in Essigwasser getränkten Tuch überdeckt.

Zur Frischhaltung von Gemüsen und anderen Speisen tun Essigtücher ebenfalls gute Dienste. Man kann selbst Gemüse, das man aus Gründen der Zeitersparnis am Abend zuvor zuputzen möchte, in feuchten Essigtüchern tadellos frisch erhalten.

Zur Pflege von Teppichen und Polstermöbeln ist Essigwasser unerläßlich. Bürsten wir die Teppiche strichweise damit, so gewinnen sie nicht nur leuchtende, saubere Farben, sondern auch einen wirksamen Schutz gegen die Mottenplage. Polstermöbel würde man schwerlich tadellos säubern können, gäbe es nicht Essigtücher, unter denen man sie klopfen kann.

Hilf dir selbst, Hausfrau!

Tüllgardinen, die Risse und Löcher haben, werden nicht mit der Nähnadel, sondern mit dem Häkelhaken ausgebessert. Man benutzt feinsten Spitzenzwirn und ahmt das Tüllmuster nach, wobei man eine haltbare und wenig sichtbare Reparaturstelle gewinnt.

Blinde Fenster werden wieder blank, wenn man einen Busch Brennnesseln in weiches Wasser taucht, die Fenster damit gründlich abscheuert, nachspült und nachputzt.

Bastseidenkleider bleiben glänzend und steif, wenn man nach der Wäsche in lauwarmem, mildem Seifenwasser und nach mehrfachem Spülen dem letzten Spülwasser ein wenig aufgelösten Zucker und zwei Täfelchen weiße Gelatine zusetzt.

Fischdämpfen mit Wasser ist altbekannt. Fischdämpfen mit Milch erhält das Fischfleisch wesentlich zarter und feuchter. Die Milch kann außerdem als Grundbestandteil einer kräftigen Kräutertunke zum Fisch verwendet werden.

Blumenkohl soll seine schöne, weiße Farbe behalten. Darum setzen wir ihn in siedendem Salzwasser an, dem wir einen Schuß Milch beifügen.

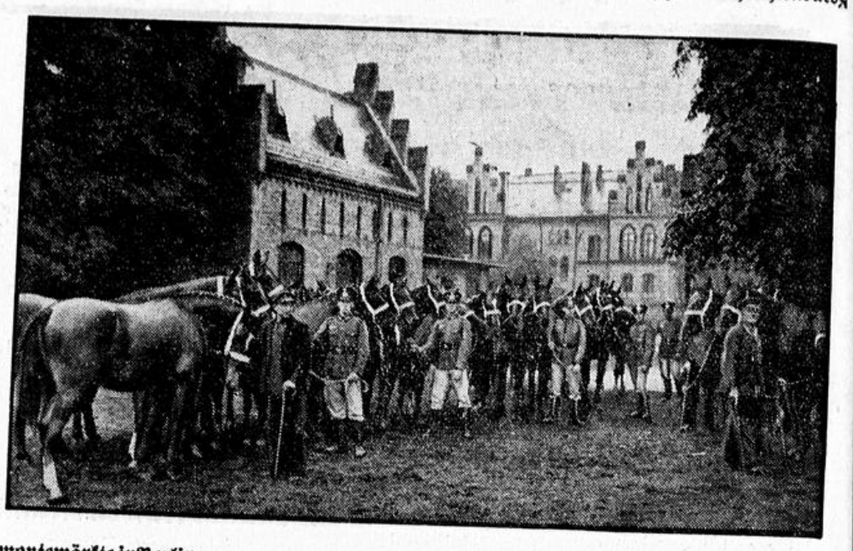
Selbstbereitete Nudeln geraten bedeutend besser, wenn man dem Teig an Stelle von Wasser Milch oder Sahne zusetzt.

Bilder aus aller Welt

(Bilderdienst: Deutsches Nachrichtenbüro)



Die Fahnen der alten Armee in Nürnberg.
120 Fahnen, Feldzeichen und Standarten der ältesten deutschen Regimenter werden aus dem Generalsgebäude in Nürnberg ins Zeltlager der Wehrmacht überführt



Remontemärkte in Berlin
Hochbetrieb auf dem Moabiter Exerzierplatz, wo auf Anregung des Reichskriegsministeriums ein öffentlicher Markt zum Ankauf warmblütiger volljähriger Reit- und Zugpferde abgehalten wurde.





Ernennungen im Reichsheer.
Links: Generalmajor von Reichenau, Chef des Wehrmachtsamtes im Reichskriegsministerium wurde zum Kommandierenden General des VII. Armeekorps und Befehlshaber im Wehrkreis VII ernannt. Rechts: Der bisherige Kommandierende General des VII. Armeekorps und Befehlshaber im Wehrkreis VII, General d. Inf. Adam, wurde zum Kommandeur der neugeschaffenen Wehrmachtsakademie ernannt. Die Ernennungen treten zum 1. Oktober in Kraft.



Die großen französischen Manöver in der Champagne.
Während einer Ruhepause werden die Geschützrohre gereinigt. Eine Aufnahme von den französischen Manövern, die zur Zeit in der Nähe von Reims stattfinden.



Bild rechts:

Das deutsche Reichsschwert dem Führer aller Deutschen.
Zwei Teilaufnahmen der Nachbildung des alten deutschen Kaiserzeremonialschwertes, das Oberbürgermeister Dr. Liebel bei dem festlichen Empfang der Spitzen von Partei und Staat dem Führer als Ehrengabe der Stadt Nürnberg im Rathaussaal überreichte.

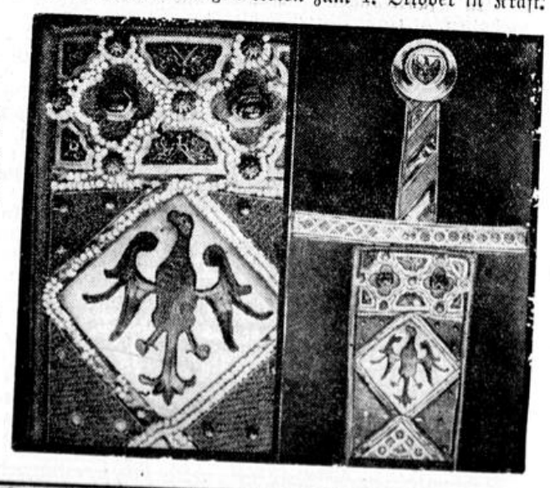


Bild unten:

Darf der Suez-Kanal gesperrt werden?
Die ägyptische Regierung hat drei Juristen beauftragt, die einschlägigen Verträge auf die Möglichkeit einer Sperrung des Suez-Kanals hin zu prüfen. Man glaubt, daß nach den Statuten der Kanalgesellschaft eine Sperrung ausgeschlossen wäre, daß dagegen der Völkerbund das Recht hätte, eine Sperrung zu beschließen.

Weltgeschichte im Wachsfigurenkabinett.
Der italienisch-abessinische Konflikt ist nun auch in dem historischen Wachsfigurenkabinett Tussaud in London vermerkt worden. Dort wurden Kaiser Haile Selassi und Mussolini in Wachs nachgebildet und aufgestellt.





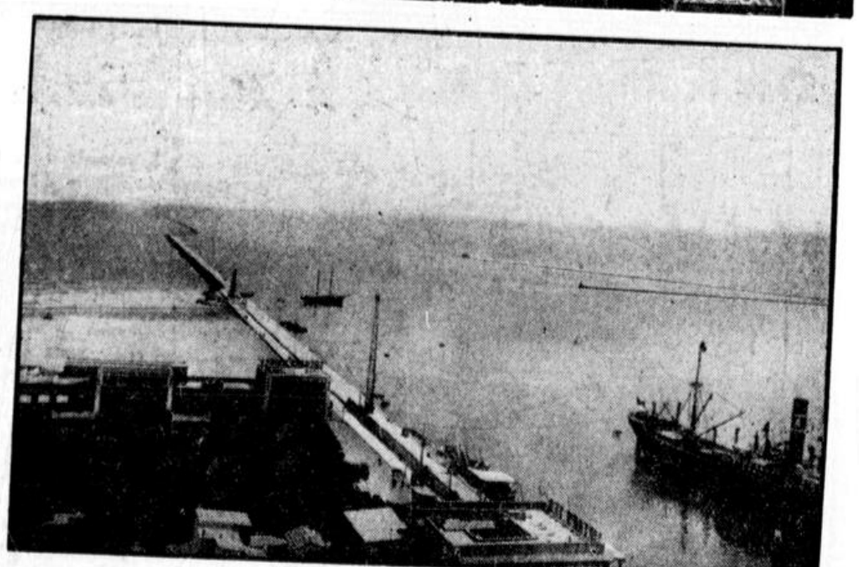


Bild links: Der Maharadscha von Patiala in Berlin.
Der zu Besuch in der Reichshauptstadt weilende Maharadscha von Patiala, einer der höchsten Fürsten Indiens, wurde vom Führer in Privataudienz empfangen. Neben ihm sein Neffe.

Lindberghs Sohn doch am Leben?
Dieser Adoptivsohn eines in Long Island lebenden Ehepaares soll nach Behauptung des Anwalts des zum Tode verurteilten Bruno Richard Hauptmann der Sohn des Ozeanfliegers Charles Lindbergh sein. Auf Grund dieser Behauptung wird jetzt die Wiederaufnahme des Verfahrens angestrebt. (Bild ganz links)

ches Nachrichtenbüro).



er.

f des Wehrmachts-
e zum Komman-
und Befehlshaber
er bisherige Kom-
rps und Befehls-
Adam, wurde zum
achtsakademie er-
Oktober in Kraft.





Spielplatz der Jugend



Zeichnung: Krusch

„Um der Sache selbst willen . . ."

Pioniere des Ackers

Gesetze für den Acker — Carletons Kampf gegen den Halmrost

Niemand weiß, wer das erste Korn ausgesät hat; niemand weiß, woher die Sorten des Kornes stammen — Weizen, Roggen, Mais, Hafer —, alle die Feldfrüchte, die schon Abel dem Herrn opferte. Die Ursprünge dieser und anderer Kulturpflanzen liegt fast immer im Dunkeln. Sie sind uns nur in „gezähmtem" Zustand bekannt.

Nun gibt es allerdings einige Pioniere des Ackers, die wir kennen. Der ursprünglichste, der seine Bedeutung aber nicht entfernt erkannt hat, ist Sir Francis Drake. Ein englischer Weltumsegler und Abenteurer, brachte er uns eine der wichtigsten Ackerfrüchte — die Kartoffel. Das ist eine bekannte Geschichte. Bekannt sind auch die deutschen Pioniere, die allen alten Gebräuchen entgegen neue Gesetze für den Acker entdeckten. Thaer, der den Bauern beibrachte, nicht alle Jahre dieselbe Frucht auf ihrem Felde zu ziehen, sondern in der Bestellung abzuwechseln, womit er die Gesetze der Fruchtfolge in die Praxis umsetzte. Liebig, der künstliche Düngung lehrte und der Landwirtschaft einen bedeutenden Schritt vorwärtshalf. Wer aber kennt Carleton? Wer hat von Shull gehört? Wem ist der Name Burbank geläufig?

Es sind amerikanische Pioniere des Ackers und sie arbeiteten, wie man es den Deutschen nachlobt, „um der Sache selbst willen". Sie haben die Erträge der Feld- und Gartenfrüchte um ein Bedeutendes erweitert, durch ihre Versuche und Verbesserungen geht billiges Korn in alle Welt.

Mark Carleton, ein Landwirtssohn aus dem Nordwesten der Vereinigten Staaten und geboren in den sechziger Jahren, erlebte schon als Kind den Jammer unzähliger Mißernten durch kaltes Klima und vernichtende Epidemien des „schwarzen Halmrostes". Was nützte der schönste Weizenboden, wenn jede Ernte eine Angstfrage war? Carleton besuchte die landwirtschaftliche Hochschule, wurde von der Regierung angestellt und ging in jahrelangen umständlichsten Experimenten dem „schwarzen Halmrost" zu Leibe. Aber er mußte diese Versuche aufgeben, sie führten zu keinem Ergebnis. Nun sann er darauf, wenigstens einen frostharten Weizen zu finden oder zu züchten. Dabei kam ihm seine Beobachtungsgabe zu Hilfe. Russische Einwanderer nämlich, die in einer Sonderkolonie in Kansas saßen, hatten selten Schaden durch Frost. Er forschte der Ursache nun nach und erfuhr, daß die Eltern dieser Einwanderer aus dem südlichen Sibirien gekommen waren und aus Tradition ein Säckchen des heimatlichen Korn aufs Schiff mitgenommen und in Kansas ausgesät hatten. Unter den größten Geldschwierigkeiten setzte nun Carleton durch, Versuche an Ort und Stelle zu machen. Er lernte russisch und reiste nach Sibirien. Er hatte den richtigen Weg eingeschlagen, die Proben, die er mitbrachte, bewährten sich nach Wunsch. Die größte Überraschung aber war, daß nun auch die Epidemien des Halmrostes aufhörten. 20 Millionen Morgen Land konnten nun bewirtschaftet werden. 200 Millionen Mark mehr brachte die Ernte ein. Carleton starb in den bescheidensten Verhältnissen. Sein einziges Denkmal sind die weiten grünenden Weizenfelder seiner Heimat.

Auch George Harrison Shull brachte es zu keinen nennenswerten irdischen Gütern. Jahre seines Lebens war er für seine Bekannten eine lächerliche Figur. Er besaß ein kleines Stückchen Erde, Samen von Mais und Bohnen, eine Menge Papiertüten und viel Bindfaden. Und er machte es sich zum Ziel, die Qualität der Gemüse und Ackerfrüchte zu verbessern. Er hatte ein Vorurteil gegen die übliche Art, mit der man neue Sorten züchtete, weil sie zu unsparsam und unzuverlässig arbeitete. So brach er mit den bekannten Erbgesetzen und versuchte neue zu finden. Er machte den absurden Versuch, aus einer Pflanze durch Selbstbefruchtung Samen zu ziehen. Das ergab selbstverständlich zum Hohngelächter aller Farmer Nachkömmlinge mit allen Zeichen der Inzucht und Degeneration. Shull ließ nicht ab von seinen Versuchen. Er zog weitere Generationen aus diesen Kümmerlingen und erlebte selbst eine Überraschung. Nach vier Jahren nämlich hatte er das Gesetz der reinen Blutlinie gefunden, was nichts anderes heißt, als daß eine Pflanze, der keine fremden Samen beigemengt wurden, sich auf ihre Vorfahren besinnt und im Laufe der Zeit Nachkommen erzeugt, die rein — und mit garantierten Vererbungsmöglichkeiten! — ihre verschiedenen Vorväter und Urahnen verkörpern. Man nannte das: eine Pflanze „zerlegen". Er, George Shull, „zerlegte" auf diese Weise mit allergrößtem Erfolge den Mais. Und dann kreuzte er seine Produkte untereinander, und das Ergebnis war ein absolut vorauszusehendes. Die Pflanzen entarteten nicht beim größeren Anbau. Er zog Mais für trockenen Boden und für feuchten Boden. Er zog Mais für kaltes und Mais für warmes Klima. Man arbeitet mit dem Ergebnis seiner Versuche. Wer aber von allen Farmern, die durch ihn hundertfachen Nutzen haben, kennt seinen Namen?

Bedeutend bekannter ist Burbank geworden. Seine Experimente haben allerdings nicht nur etwas Märchenhaftes, sondern ihr Ergebnis ist sofort mit Leichtigkeit jedem Laien verständlich und nimmt auf jeder Ausstellung eine ins Auge fallende Stellung ein. Er beschäftigte sich in der Hauptsache mit der Veredlung von Gemüse, besonders Obst. Da sind Kirschen von der Größe kleiner Äpfel, unerhörte Trauben, alle Sorten Obst ohne Kerne. Dieses Riesenmaß aber wird nicht erreicht unter Verlust von Aroma und Nährwert, sondern alle Früchte zeichnen sich durch Wohlgeschmack aus und sind fest und saftig. Sonnenblumen brachte er dazu, ihre Kraftverschwendung im Treiben langer Stengel aufzugeben und zwang sie sanft dazu, nicht höher zu werden als 30 Zentimeter; dafür aber alle Kraft auf Ausbau des Fruchtstandes zu verwenden, der infolgedessen bis zu 70 Zentimeter im Durchmesser maß und das Vielfache an Körnern ergab. — Burbank hinterließ, als er 1927 starb, eine Schule von Assistenten und Mitarbeitern. Doch ist es recht fraglich, ob auf seinen Plantagen mit demselben Erfolge weitergearbeitet wird. Denn Burbank war nicht nur ein praktischer Wissenschaftler im üblichen Sinne, sondern ein intuitiver Schöpfer, der seine Experimente unter einer Inspiration erdachte, von einem gottbegnadeten Instinkt geleitet.

In wenigen Zeilen ist ein kurzer Überblick gegeben über moderne Pioniere des Ackers. Erfinder und Entdecker, deren Namen nicht wetteifern können mit denen der Technik, aber nicht weniger bedeuten als sie.

Messerchen und Gäbelchen

Von Friedrich Rückert.

Messerchen und Gäbelchen,
nächst einander angehörig,
sind die jüngsten zwei Geschwister,
Brüderchen und Schwesterchen.
Mit den zarten Schnäbelchen
schnäbeln sie sich unaufhörlich,
und wie Täubchen mit Geflüster,
bau'n sie ihre Nesterchen.
Treu stellen sich die beiden
entgegen jedem Frechen,
der ihren Bund will scheiden,
und ihre Freundschaft brechen,
das Messerchen mit Schneiden,
das Gäbelchen mit Stechen,
sie werden's ihm verleiden
und scharf an ihm es rächen
mit Stechen und mit Schneiden;
und nur sich selber stechen
und schneiden nie die beiden.

Buntes Allerlei

Storch. — Plage über Froschfarmen.

Eine Reihe der größten Froschfarmen der Südstaaten in den USA. sind durch Störche in ihrem Bestande bedroht. Die Froschfarmen, die nur auf dem Erdboden schützende Zäune gegen Liebhaber der Froschschenkel gezogen haben, müssen hilflos zusehen, wie riesige Storchschwärme und andere Vögel in ihr Revier einfallen und die sorgsam gezüchteten Frösche forttragen. Da ein Abschußverbot der Störche besteht, sind die Farmer wehrlos und haben sich an die Regierung gewandt, um eine zeitweise Aufhebung des Abschußverbotes zu erreichen.

Rekord an Schlamm.

Jahraus, jahrein arbeiten an wechselnden Plätzen in der Themse, zwischen London und ihrer Mündung, mehr als ein Dutzend Bagger, um die Fahrrinne frei vom Schlamm zu halten. In einer der letzten Sitzungen des Themseausschusses nun erstattete der Vorsitzende einen Bericht über die Arbeit der letzten zwanzig Jahre, in dem er erwähnte, daß mehr als 44 Millionen Kubikmeter Schlamm aus der Themse gefördert worden seien, eine Menge, die genügen würde, um zwölf Pyramiden zu bauen — die ja auch zum Teil aus Schlammziegeln errichtet wurden — und die die ägyptischen an Größe sogar noch übertreffen.

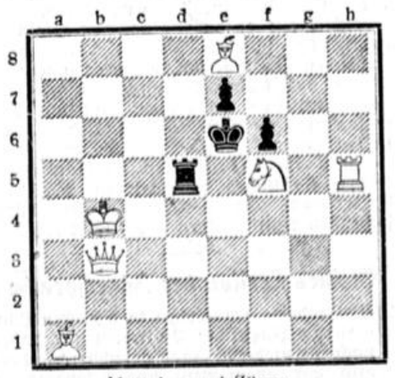
Zerstreut . . .

Bübchen: „Vati, Vati! Bübchen will jetzt ‚Gute Nacht' sagen."

Professor: „Ach, ich hab' jetzt keine Zeit. Sag's mir lieber morgen früh."

Schachaufgabe

Heinz Netcke



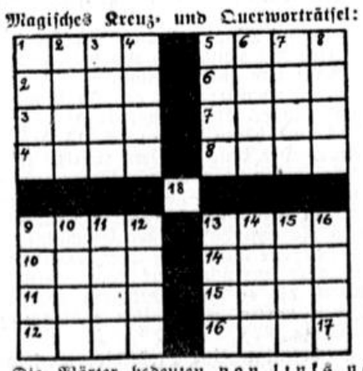
Matt in zwei Zügen

Kontrollstellung (10 Figuren). Weiß (6 Figuren): König b 4, Dame b 3, Läufer a 1, c 8, Springer f 5, Turm h 5. — Schwarz (4 Figuren): König e 6, Turm d 5, Bauer e 7, f 6.

Der Schotte und sein Schwein.

Ein Fremder begegnete einem schottischen Bauern, der sich auf dem Wege zum Markt befand. Der Bauer, ein großer, starker Mann, trug keuchend und schwitzend an seiner Last, die zum Erstaunen des Fremden aus einem lebenden Schwein bestand. Da der Bauer gerade das Bedürfnis hatte, einen Augenblick zu rasten, sprach der Fremde den Bauer an und fragte ihn, warum er denn das Schwein nicht zum Markt treibe. An der Antwort erkannte er sofort den Schotten.

Magisches Kreuz- und Querworträtsel:



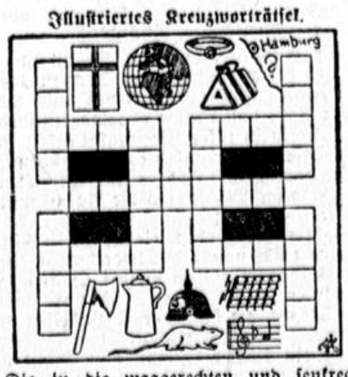
Die Wörter bedeuten von links nach rechts und von oben nach unten:
1. Metall, 2. geographische Bezeichnung, 3. Schluß, 4. Gedanke, 5 weiblicher Name, 6. Zahl, 7. Gefäß, 8. Figur aus Lohengrin, 9. Futterpflanze, 10. tibetanischer Priester, 11. orientalischer Herrscher, 12. englischer Titel, 13. Längenmaß, 14. Erdformation, 15. Bezeichnung für Bürde, 16. italienisches Fürstengeschlecht. Die Diagonale 1 bis 17 bezeichnet einen Erholungsaufenthalt, 8 bis 18 einen Ort im Rheinland und 12 bis 18 einen Nebenfluß der Weser.

Denksportaufgabe: Die Armbanduhr.

Zwei junge Leute befanden sich auf einer Gebirgswanderung. Da sie vorher bestimmte Tagestouren festgelegt hatten, marschierten sie sozusagen nach der Uhr. Der eine von ihnen hatte zwar eine Armbanduhr, behauptete aber, daß er sie eigentlich gar nicht brauche, da er die Zeit im Kopfe habe. Der andere bestritt dies zunächst nicht, beobachtete aber seinen Freund und stellte so fest, daß dieser sehr häufig ganz unbewußt nach seiner Uhr sah. Diese Beobachtung teilte er seinem Wandergenossen mit. Nun wollten die beiden feststellen, wie häufig der Träger der Armbanduhr im Laufe eines Wandertages nach seiner Uhr sähe. Dabei ergab sich natürlich die Schwierigkeit, daß der Besitzer der Uhr in der Mehrzahl der Fälle einen Blick auf die Uhr warf, ohne es überhaupt bewußt zu registrieren, während gleichzeitig der andere natürlich diese unbewußten Bewegungen seines Bekannten ebenfalls häufig nicht beobachtete. Da beiden daran lag, die strittige Frage wenigstens annähernd genau zu klären, dachten sie darüber nach, wie sie es anstellen könnten, daß der Träger der Uhr jedesmal aufmerksam wurde, wenn er ganz unwillkürlich den Arm hob, um einen Blick auf die Zeiger seiner Uhr zu werfen Am Abend dieses Wandertages waren beide erstaunt, wie unerwartet häufig der Träger der Uhr ganz unabsichtlich die Zeit hatte ablesen wollen.

Wie hatten sie es angefangen, daß die überwiegende Mehrzahl dieser völlig unbewußten Bewegungen bewußt wurde?

Illustriertes Kreuzworträtsel.



Die in die waagerechten und senkrechten Felderreihen einzutragenden Wörter sind aus den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Lösung: Dame c 1 — e 7.

1.) —, K d 5 — e 6; 2.) D e 7 — f 7 Schach K e 6 schl. S e 5; 3.) d 2 — d 4 matt.

Der Schützenkönig.

Mein Freund, der ein sehr wohlhabender Mann ist, hatte gemerkt, daß zwischen seinen Schießleistungen und den sich daran anschließenden Festen, die er natürlich zu bezahlen hatte, ein Zusammenhang bestand. Er war zwar nicht kleinlich, aber er hatte doch nicht Lust, sich dauernd neppen zu lassen.

Auflösung des Silbenrätsels.

1. Villach, 2. Emma, 3. Raspel, 4. Tibet, 5. Renette, 6. Äquivalent, 7. Gewitter, 8. Ebene, 9. Ramslau. — Verträgen halte Treu.

Kreuzworträtsel.

Von links nach rechts: 1. Nola, 5. Ader, 9. Adel, 10. Lore, 11. Midas, 13. Heros, 14. Ena, 15. Ase, 17. Ast, 18. Fee, 19. Lateran, 23. Pol, 24. Rio, 26. Motte, 27. Salbe. — Von oben nach unten: 1. Name, 2. Odin, 3. Leda, 4. Ala, 5. Ale, 6. Dora, 7. Eros, 8. Rest, 12. Saft, 13. Heer, 16. Tee, 19. Lot, 20. Alt, 21. Ara, 22. Ril, 23. Po, 25. Ob.

Falsch erzählt.

Es darf nicht Flinte heißen. Eine Flinte ist ein Gewehr, aus dem Schrot verfeuert wird; man kann damit Hasen oder Hühner schießen, aber keine Löwen. Löwen schießt man mit Kugeln, die aus einer Büchse verfeuert werden. Die Büchse ist die Waffe für Großwildjagd, nicht eine Flinte.

Noch mehr Geschichten von Peter

Der Tertianer Peter kam nach Hause.

„Vater, erinnerst du dich noch an die Geschichte, wie du in der Tertia sitzengeblieben bist?“

Der Vater brummte verlegen:

„Gewiß. Gewiß.“

Der Tertianer Peter strahlte:

„Seltsam — wie sich doch alles in der Welt wiederholt!“

*

Der Lehrer lehrte den Allerkleinsten Rechnen.

„Deine Mutter holte sich für zehn Pfennige Salz, für zwanzig Pfennige Mehl und für dreißig Pfennige Reis. Wieviel muß deine Muttter dann zahlen?“

Antwortete Peter:

„Nichts.“

„Nichts? Wieso nichts?“

„Weil mein Vater ein Kolonialwarengeschäft hat.“

*

Peter kommt mit einem Loch im Kopf nach Hause.

Die Mutter verhörte ihn streng.

„Wenn dich der schlimme Nachbarsjunge mit Steinen warf — warum hast du mich dann nicht gerufen?“

Peters Augen leuchteten auf:

„Ja, kannst du denn mit Steinen schmeißen, Mutti?“

*

Peter hat zum Geburtstag eine Eisenbahn bekommen.

Peters Papa spielt immer mit. Peters Papa ist ganz bei der Sache. Er läßt den Zug abfahren, halten, stellt Weichen, rangiert, klingelt, läutet und baut um. Peter sitzt dabei und darf nichts anrühren.

„Was soll ich jetzt machen?“ fragte der Vater.

Meint Peter:

„Jetzt machst du einmal Reisender, Papa.“

„Reisender?“

„Ja. Du sitzt hier neben dem Bahnhof eine Stunde ruhig und wartest, bis ich deinen Zug vorbeikommen lasse.“

Naturwissenschaftler.

„Heute morgen haben sich meine Eltern gezankt. Vater hat Mutter eine Ziege genannt und Mutter hat zum Vater Esel gesagt.“

„Na, wenn das so ist, dann ist es ja kein Wunder, daß du ein Schaf bist.“

*

Daher.

„Ein nettes Kind, euer Elschen. Aber ein schrecklich rauhes Gesicht hat es.“

„Ach ja, es hat neulich von Vaters Haarwuchsmittel getrunken, und nun kriegt es, fürchte ich, einen Vollbart.“

Der Löwe ist los!

Pech mit Tieren

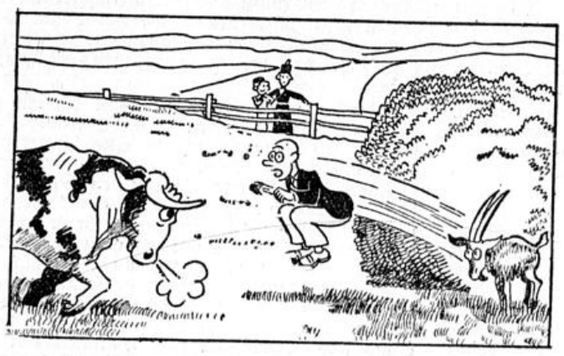


Unnötige Sorge! „Jetzt verliere ich meine Stellung! Der Chef hat gesagt, er würde mich entlassen, wenn mal ein Käfig offensteht!“



„Um Himmels willen — pflück' schnell das vierblättrige Kleeblatt, wir werden es gleich brauchen!“

Die ahnungslose Zuschauerin: „Was für ein mutiger Mann! “





Der Mann, der bloß mal die Affen necken wollte.



„Ich schwöre, — ich wollte nur Hasen schießen!“

Zeichnung: Krusch

Schonend

Mr. Smith aus Cincinnati ist bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Sein Freund, der mit im Wagen saß, aber nur leicht verletzt wurde, hat die traurige Pflicht, die Gattin des Verunglückten, die gerade verreist ist, zu benachrichtigen. Er bereitet sie daher durch die folgende Depesche „schonend“ vor:

„Mr. Smith mit Auto verunglückt. Keine Besorgnis, nur leicht verletzt. Beerdigung Mittwoch.“

*

Die zwei Dummen.

Gattin: „Heute merke ich erst, wie dumm du bist!“

Brummt der Gatte: „Reichlich lange Leitung; hättest du eigentlich schon merken müssen, als ich um dich anhielt.“

*

Freude.

Arzt: „Haben Sie über Durst zu klagen?“

Patient: „Zu klagen? Ich freue mich darüber!“

*

Rasieren

„Bei uns in Amerika ist das Rasieren nicht so umständlich wie hier. Drüben haben die Barbiere Maschinen, da steckt man das Kinn hinein, drückt auf einen Knopf — und der Bart ist weg.“

„Ist ja ausgeschlossen. Es haben doch nicht alle die gleiche Kinnform!“

„Vor dem Rasieren nicht — aber hinterher!“

*

Erklärlich.

„Gestern hat meine Frau den ganzen Nachmittag geweint.“

„So? Was war denn Schreckliches passiert?“

„Nichts; aber sie hat Zwiebeln und Gurken eingemacht.“

*

Ein Epikureer.

„Nun, was hat Ihnen denn auf der Sommerreise am besten gefallen?“

„Das Rezept für einen Magenlikör, das mir ein mitreisender Fahrgast verriet.“

*

Im Luftkurort.

„Emil, aufstehen!“

„Was, jetzt schon? Um halb fünf?“

„Ei, freilich, denke doch, wir sind ja hier im Luftkurort.“

„Nun, in Gottes Namen; dann mache meinetwegen einen Fensterflügel auf; aber lasse mich schlafen.“

„Dummkopf, dann merkst du ja nichts von der guten Luft.“

*

Zwei Geburtstage.

„Vorige Woche hatte meine Frau Geburtstag. Ich habe ihr einen Manikürkasten geschenkt. Gestern hatte ich Geburtstag.“

„Und was hat sie dir geschenkt?“

„Eine Schachtel Hühneraugenpflaster.“

Wald Feld und Heide

Der Seefisch — ein Zuchttier . . .?

Der unerschöpfliche Ozean. — Kabeljaus werden ausgebrütet.

3,5 Milliarden Mark werden jährlich an Werten aus dem Ozean gezogen — kein Wunder, daß diese sprichwörtliche Stätte des Überflusses mit der Zeit abgenommen hat, ja, daß man heute ernstlich daran denkt, den Seefischen menschliche Unterstützung zukommen zu lassen, da es sonst zu befürchten steht, daß eines schönen Tages der letzte Kabeljau, der letzte Hering verschwunden ist und die unendliche Fläche unserer Ozeane — trotzdem sie fünf Siebentel der Erde bedeckt — sich als zu winzig für den Hunger des Menschen erweist.

Der Gedanke an sich nimmt sich beim ersten Anhören paradox aus. Aber man überlege, daß heute die Mehrzahl aller Landtiere menschlichen Schutzes bedarf, um ihre Art zu erhalten, daß man heute schon Perlaustern künstlich züchtet, daß man Austernbänke im Meer verpachtet und rationell aberntet, daß man den Lachszug nach dem Raubbau bei Alaska schont und leitet, daß die Hochsee im allgemeinen leer von Fischen ist und fast alle genießbaren Fischarten sich in den flachen Küstengewässern aufhalten und fortpflanzen — und die künstliche Züchtung der Seefische wird nicht verwunderlicher erscheinen als zahllose andere Arten von Bevormundung der Natur durch den Menschen.

An der Neufundlandbank, dem fischreichsten Gewässer der Welt, laichen vorzugsweise Kabeljau und Dorsch. Da aber die größten Mengen des an der Meeresoberfläche schwimmenden Laiches zugrunde gehen, hat man hier bereits Schutzvorkehrungen getroffen, indem man die laichenden Weibchen schon vor der Ablage einfing, sie in Bottichen zum Ablegen des Rogens brachte und die Eier an bestimmten, geschützt liegenden Strichen, gegen tierische Feinde abgesperrt zur Entwicklung kommen ließ. Ähnlich verfährt man mit Hummern und pflegt die jung ausgeschlüpften Krustentiere in Kästen aus Segeltuch, bis sie dem Lebenskampf gewachsen sind.

Aber auch Europa bekehrt sich zum Fischschutz. Norwegen, dessen Haupteinnahmen aus der Fischerei kommen, hat das größte Interesse, diese Quellen reichlich spendend zu erhalten, und errichtet in den stillen Buchten seiner Fjorde ähnliche Fischschutzstationen wie Nordamerika.

Löwenjagd im Rheinland

Jagd zur Eiszeit. — Raubtier oder Mensch? — Rückschlüsse.

Die Ausgrabungen im Rheinland, besonders bei den Mosbacher Sanden, die in der Altdiluvialzeit von Rhein und Main in der Nähe von Mainz abgelagert wurden, ermöglichen in ihrer Mannigfaltigkeit zahlreiche Rückschlüsse auf die zoologischen Zustände vor 120 000 Jahren und die Art, wie der damalige Mensch sich die Natur zunutze machte.

Zahlreiche Herden riesiger Wildbüffel, die eine Höhe von 2,20 Meter hatten, zogen hier rheinaufwärts, wenn der Winter kam, zerstreuten sich im Sommer über die unendliche Steppe, die sich über Rheinhessen ausbreitete. Den Mittelpunkt dieser Steppe bildete ein flacher Sumpf, von Schilf umstanden, zu dem die Tiere zogen, wenn sie durstig waren. Hirsch und Renntier, Steppenpferd und -esel, Biber und Wildschwein, ja Mammut und Nashorn, bevölkerten das Land und bildeten Jagdwild für Raubtiere und Menschen.

Beide Konkurrenten der Jagd werden untereinander zäh gekämpft haben. Höhlenlöwen und -bären fühlten sich als Herr der Steppe. Der heutige Löwe Afrikas ist ein Zwerg gegen den Eiszeitlöwen unserer Heimat, denn sein Schädel maß 43 Zentimeter in der Länge, und die Zähne übertrafen die unserer heutigen Exemplare um das Doppelte an Länge. Der Mensch jener Zeit aber verfügte nur über primitive Waffen, die er aus Feuerstein oder aus anderen harten Mineralien mühsam zurechtschlug.

Er befestigte eine Steinspitze an seinem schweren Eisenspeer und trat damit furchtlos dem Raubtier gegenüber. Denn es gab in jener weiten Ebene weder Höhlen noch Bäume, in denen er sich verstecken konnte. Hier sind keine Fallgruben angelegt worden, wie man sie anderswo finden kann. Der Mensch dieser Zeit hat hier durch Verstand und Mut mit dem Tier fertig werden müssen. Und er besiegte es, denn kein Höhlenlöwe hat die Eiszeit überstanden, wohl aber der Mensch.

Nach den Fundstätten an den Lagerplätzen zu schließen, bevorzugte der Mensch das Mark seiner Beute, denn alle Röhrenknochen sind sorgfältig der Länge nach aufgeschlagen; er erbeutete mit Vorliebe Wildbüffel und briet ihr Fleisch am offenen Feuer, oft genug unachtsam, denn zahlreiche Knochen sind verkohlt. Es müssen Nomaden gewesen sein, die Jagdabteilungen hier hinaufschickten. Denn dauernd haben hier keine Menschen gewohnt, da sonst nicht dermaßen viel Wild seinen Standplatz in der Steppe gehabt hätte. Da keine Gelegenheit vorhanden war, das Wild anzupirschen, werden die Jäger der Eiszeit in Rheinhessen ihren Aufenthalt im Schilf des Sumpfes gehabt haben und von hier aus den Speer nach der Beute geworfen haben, wenn sie frühmorgens oder am Abend zur Tränke zog.

Nach verschiedenen Funden kann man mit aller Wahrscheinlichkeit schließen, daß der Mensch zuerst Knochenwerkzeuge brauchte, ehe er daranging, den Stein zu bearbeiten. Die Art aber, wie die umherziehenden Stämme sich in die verschiedenen Klima- und Bodenbedingungen fügten und sich anzupassen verstanden, läßt auf eine fortgeschrittene Intelligenz schließen. Es ist auffallend, daß diese Stämme auch — trotz ihres damaligen Tiefstandes — keinen Kannibalismus trieben, der doch heute noch bei verhältnismäßig höher stehenden Naturvölkern geübt wird . . .

Kleines Lexikon der Jägersprache

Mitteljagd — nennt man in manchen Ländern die Jagdtiere, die weder zur hohen noch zur niederen Jagd gerechnet werden; also vor allem Reh- und Schwarzwild, Birk- und Haselwild, Wolf, Luchs usw.

Mittelrasse — das Produkt einer Kreuzung zweier Rassen, wie es deren unter den Hunden sehr viele gibt. Eine solche, die aber im Laufe der Zeit sich zur eigenen Rasse herangebildet hat, ist beispielsweise der Schweißhund, die dänische Dogge usw.

Mittelsprosse — das Ende am Hirschgeweih, das zwischen der Augen- und Eissprosse, wenn diese vorhanden ist, und der Krone — bei den Damhirschen der Schaufel — steht.

Mutterwild — oder Kahlwild nennt man die weiblichen Tiere des Hoch- und Rehwildes.